Feuer und Flamme.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

Stuttgart.
C. F. Simon.
1875.

Druck von E. Kupfer in Stuttgart.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Eine verhängnißvolle Begegnung.

Ferdinand v. Schott hatte ohne vielen Schwierigkeiten zu begegnen den Lebensplan ausgeführt, den wir ihn einst als jungen, noch vor seinem Assessorexamen stehenden Mann hegen sahen. Er war, nachdem er H. verlassen und dies Examen bestanden, in die diplomatische Carrière übergetreten; war in mehreren Städten als Attaché, als Sekretär, auch als Vertreter des Geschäftsträgers angestellt gewesen, hatte es zum Titel Legationssekretär gebracht und durfte in nicht zu langer Zeit die Ernennung zum Legationsrath erwarten, als ein großer Schlag, der ihn traf, seine Laufbahn und seine Hoffnungen durchschnitt. Dieser Schlag war der plötzliche Tod seines Vetters Johann Heinrich Schott, des Bankiers. Johann Heinrich Schott's nächster Verwandter war zwar seines Bruders, eines verstorbenen

Major Schott, einziger Sohn, der Hauptmann Alexander Schott, der Gatte Mathildens v. Melroth. Aber der Bankier hatte nie sehr zärtliche brüderliche Gefühle für den Vater Alexanders gehegt. Schon als Knaben waren sie schlecht zusammen ausgekommen — der junge Soldat, der Offizier hatte sehr übermüthig den jungen Kaufmann, den Commis, behandeln zu dürfen geglaubt; und Johann Heinrich, dessen schweigender und sich versteckt haltender Ehrgeiz in nichts dem lauteren mit Epauletten und Sporen auftretenden des sich vornehmer dünkenden Bruders nachgegeben, hatte ihm das nie vergessen. Desto enger hatte er sich an die entfernteren Verwandten angeschlossen, an seinen Oheim, den Obersten v. Schott, der, obwohl er geadelt worden, doch dem bürgerlichen und in seinem anspruchlosen Metier so ausnehmend tüchtigen jungen Mann immer eine große väterliche Neigung und Fürsorge gezeigt hatte, und ihn, nachdem Johann Heinrichs Vater gestorben, eine Zeit lang mit seiner Mutter in sein Haus genommen hatte. So war es natürlich, daß der Bankier sich wie zur Familie des Oheims gehörend gefühlt und daß er die Kinder des Oheims, Ferdinand und Adele, fast als die seinen betrachtete; als diese die eigene Mutter früh verloren, hatte ja Johann Heinrichs Mutter sie gepflegt und auferzogen, er selbst als ganz junger Mensch ihre Spiele getheilt und

geleitet; sie hatten ihm, als er dann später auf eigenen Füßen stand, stets gezeigt, wie sie, als an ihrem nächsten und besten Verwandten, an ihm hingen. So war es denn wie etwas sich von selbst Verstehendes gewesen, daß, als auch ihr Vater, der Oberst, gestorben, ohne Vermögen zu hinterlassen, Johann Heinrich, der in seinem Geschäft mit einem ganz merkwürdigen Erfolge und Glück arbeitete, für die beiden Geschwister sorgte und sie, als ob sie stillschweigend von ihm adoptirt wären, behandelte. Adele lebte bei einer Verwandten ihrer Mutter, von dem Vetter Johann Heinrich mit allem Nöthigen für ihre Toilette und ihre Ausgaben versehen. Ferdinand hatte auf dessen Kosten seine Studien beendet und war dann mit der nöthigen bedeutenden Zulage versehen worden, damit er die theure diplomatische Carrière, in welche seine Neigung ihn zog, machen könne. Auch stand es nach mancherlei von dem Vetter Johann Heinrich gemachten Aeußerungen fest, daß Ferdinand und Adele seine Haupterben sein würden.

Durch den plötzlichen Tod des Bankiers war diese Lage der Dinge mit einem Schlage geändert worden. Der Tod hatte ihn überrascht, bevor er daran gedacht und ein Testament aufgesetzt; es fand sich nichts von einem letzten Willen vor, und demgemäß ging sein weit über hunderttausend Thaler geschätztes Vermögen auf

seines Bruders des Majors Sohn Alexander, und da dieser ebenfalls gestorben war, auf dessen Tochter Irene über. Ferdinand und Adele erhielten nichts.

Ferdinand sah in dieser Lage nur zu wohl ein, daß damit auch seine Carrière zu Ende war. Er war nicht weit genug in derselben vorgerückt, um darin bereits ganz auf eigenen Füßen stehen zu können. Mit dem Gehalt, welches er bezog, waren die Anforderungen an seine Stellung in meist sehr theuren Hauptstädten nicht zu bestreiten, zudem die Ausgaben, welche er von nun an für seine Schwester Adele, deren einzige Stütze er jetzt war, zu machen hatte. Mit sparsamer Knickerei sich durchzuschlagen, während Adele in irgend einer dienenden Stellung selbst für sich gesorgt hätte — das wäre vielleicht andern möglich gewesen — ihm nicht. Er war nicht dazu aufgezogen und seine Natur war nicht dazu angelegt.

Sparsames und kargendes Zusammenhalten und sorgliches Werthhalten des Geldes, das Groschen und Pfennige berechnet und damit reich wird, dazu gehört eine Naturanlage, die im Menschen nicht spontan auftritt, sondern die erst durch kluge Zuchtwahl hervorgebracht, erst durch die beständige Uebung voraufgegangener Geschlechter entwickelt und ausgebildet unser Erbtheil wird — wie alle schätzenswerthen Talente, deren Ausübung schwer ist. In der Familie Schott

hatte solche Zuchtwahl nie geherrscht, war an der Hervorbringung solch eines Erbtalents nie gearbeitet worden. Ferdinand begriff, daß er von Florenz, wo er sich eben befand, heimkehren und sich ein Amt im heimischen Staatsdienst übertragen lassen müsse, bei welchem die Bedürfnisse einer Stellung, wie die, worin er sich befand, wegfielen.

Er hatte die nöthigen einleitenden Schritte dazu gemacht, er war bei seinem Minister um einen vorläufigen Urlaub eingekommen, als er eines Tages, in den Salon seines Gesandten tretend, hier zwei Fremde fand, einen Herrn und eine Dame, deren Anblick ihn so betroffen machte, daß er aller seiner Uebung in diplomatischer Selbstbeherrschung bedurfte, um diese Betroffenheit nicht zu verrathen. Sein Chef nannte, als er ihn vorstellte, die Fremden: Seine Durchlaucht den Fürsten v. Achsenstein und Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin.

Die Fürstin aber war — Else v. Melroth.

Der Fürst von Achsenstein war ein Mann von über 60 Jahren; er war eine keineswegs gewinnende Erscheinung. Kaum mittelgroß, knochig gebaut, trug er auf dem kurzen Halse einen zu der ganzen Gestalt in bester Harmonie stehenden Kopf, dem in seiner Kindheit irgend ein höchst energisch ausgeübter Druck auf den Schädel für alle Zeiten die Richtung der Züge in

die Breite gegeben zu haben schien; seine Stirne war breit und niedrig, seine Nase breit und kurz, sein Mund breit und häßlich, sein Kinn breit und stumpf; die runden, ein wenig vorquellenden grauen Augen waren unter jenem Druck weit aus einander gekommen; und vergebens lehnten sich mit hochgesträubter Empörung dawider die dünnen zu einem Hahnenkamm zusammengebürsteten graublonden Haaren auf. Aber sie thaten das Ihre, um diese Erscheinung sehr abenteuerlich erscheinen zu lassen, um so mehr, als er mit einer unangenehm heisern Stimme redete und sehr viel, sehr lebhaft, sehr breit redete, wobei er in alle möglichen Sprachen, französisch, englisch, italienisch verfiel, die er offenbar alle mit der gleichen virtuosen Geläufigkeit zu sprechen wähnte und in der That mit dem gleichen entsetzlichen Accent, der gleichen Unbekümmertheit um die Grammatik sprach. Das Unangenehme seiner Erscheinung, die den offenbaren Stempel des Vulgären hatte, erhöhte für Ferdinand noch, daß er seine sämmtlichen Ordensbänder im Knopfloch trug — es mußte ein ganzer Bandladen dazu geplündert worden sein.

Es genügte die Beobachtung weniger Minuten, um erkennen zu lassen, daß Else sich an eine trotz alles Ranges, trotz aller polyglotten Bildung, trotz aller Ordensbänder sehr subalterne Natur — verkauft hatte!

Und sie — sie selbst — sie schien größer geworden,

schöner noch, viel schöner, blendender — wie von einem leuchtenden Glanz umflossen, sah er sie — aber unnahbar, mit der kalten Ruhe eines Marmorbildes, nur leicht das Haupt neigend, als Ferdinand ihr genannt wurde — o, er hätte es voraus wissen können, daß sie so ihn wiedersehen würde, so starr und unbewegt und kalt, so gepanzert gegen jede Regung, die sie hätte verführen können, ein Wort der Erinnerung an das Einst zu sprechen, nur mit einer Miene eine Ueberraschung bei dieser Begegnung auszudrücken; den ganzen unzähmbaren Hochmuth dieses Weibes hätte er sich vorstellen können, und hätte ihn gerade so sich ausgemalt, hätte er vorher daran gedacht, daß er ihr je plötzlich begegnen werde — dieser durchlauchtigen Fürstin v. Achsenstein! Und doch durchzuckte ihn jetzt ein stechender Schmerz, ein Gefühl furchtbaren Gedemüthigtseins, einer geflissentlichen Beleidigung, daß sie auch mit keiner Silbe ihrer Bekanntschaft mit ihm erwähnte, ihn nicht weiter ansah, und von ihm abgewendet die Unterredung mit der Frau seines Chefs fortsetzte, in der sie begriffen gewesen war, als er eintrat.

Er selbst hatte sich gesetzt und mischte sich nur in's Gespräch, wenn sein Chef ihn hineinzog. Er fürchtete, durch das Zittern seiner Stimme den krampfhaften Schlag seines Herzens zu verrathen.

Der Besuch der fremden Herrschaften währte ziemlich

lange. Wenn Fürst Achsenstein einmal im Reden war, so fand der Erguß seiner Gedankenfülle, die jeden Augenblick bereit war, nach jeder Richtung hin zu strömen, nicht leicht ein Ende. Die Laterne seines Geistes nach jeder Richtung, wo eben eine Lichtfluth gewünscht werden konnte, zu drehen, war ihm ein wahres Vergnügen. Es wäre für seine Hörer eine Wohlthat gewesen, hätte er stenographisch sprechen können, wie man stenographisch schreibt; sein Mittheilungstrieb wäre dann vielleicht eher an ein Ziel gekommen.

Endlich stand die Fürstin auf. Und als nun Ferdinand ihre Züge fixirte, sah er, daß er vielleicht ihr Unrecht gethan. Ihr Antlitz war höher geröthet, als es vorhin gewesen. Er sah daraus, daß sie bei seinem Eintritt und bei seiner Vorstellung doch ein wenig erblaßt gewesen. Und mit dieser höheren Röthe sprach sie jetzt ruhig und kühl, aber mit leiserer Stimme als sie vorher gesprochen:

„Herr v. Schott, Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß ich hier in Florenz unsere, freilich sehr entfernte Verwandtschaft ein wenig mehr geltend mache, als Ihnen vielleicht lieb ist, und Ihre Freundlichkeit für die Hilfe in Anspruch nehme, die ein Ortskundiger uns in einer ganz fremden Stadt leisten kann. Wollen Sie uns hier vetterlich beistehen, um uns zu orientiren? — Herr v. Schott," fuhr sie dann zu ihrem Manne

gewendet fort, „ist ein Vetter des verstorbenen Mannes meiner Schwester Mathilde.“

„Ah,“ sagte der Fürst, mit einer anscheinend warmen Herzlichkeit Ferdinand die Hand reichend und schüttelnd, „das ist mir außerordentlich angenehm, außerordentlich; glückliches Zusammentreffen; höchst erfreut, sehr erfreut, ja wohl!“ —

Und dann wandte er sich wieder dem Gesandten zu und beendete das Gespräch mit ihm, mit der Miene eines Mannes, der eine Höflichkeitspflicht auf's Edelste erfüllt hat, und nun an den Gegenstand derselben nicht weiter zu denken braucht, für den er nicht mehr existirt.

Sie gingen. Ein unmerkliches Neigen des Kopfes war Elsens Abschiedsgruß für Ferdinand. Der Gesandte und seine Gattin begleiteten die Fürstlichkeiten hinaus bis an die große Treppe. Ferdinand benutzte den Augenblick, um zu verschwinden und den Fragen des Gesandten nach der Vetterschaft mit der Fürstin von Achsenstein zu entgehen. Er wollte allein sein, er wollte allein mit dem Sturm von Gedanken und Gefühlen kämpfen, die sich über ihn ergossen. —

Alle die Jahre hindurch war das Bild Elsens in seinem Herzen lebendig geblieben. Es hatte da wie mit hundert Wurzeln sich eingerankt. Sie war das Weib Philipp Bonsart's geworden oder war es nicht

geworden, er hatte es nie über's Herz gebracht, dem nachzuforschen. Aber sie war ihm nicht gefolgt. Sie war, er hatte das längst durch das Gerücht erfahren, jetzt das Weib eines Fürsten geworden ... vielleicht war Philipp Bonsart gestorben ... das Weib eines Fürsten war sie geworden, der sie in einem Badeort, wo sie sich mit ihrer Schwester aufgehalten, kennen gelernt, eines alten Mannes, der ihr zugemuthet, ihre Jugend und Schönheit zu seinem Ruinenthum zu gesellen, nachdem er viel gelebt und zwei Frauen bereits begraben. Ferdinand hatte ihre Leidenschaft für ihren Jugendgeliebten als eine Thatsache hingenommen, als ein Unabänderliches, das er zu vergessen gesucht; ihre Vermählung mit dem Fürsten war ihm wie ein hassenswürdiger Frevel vorgekommen; er hatte sie gehaßt deswegen und dann auch diesen Haß zu vergessen gesucht.

Und er hatte sie dennoch nicht vergessen und dennoch nicht gehaßt; und daß er sie nicht gehaßt, das fühlte er jetzt an dem zornigen Groll in seinem Innern, denn zorniger Groll ist nicht das, was man empfindet, wenn man haßt; er fühlte es an der Erschütterung seines wie plötzlich in allen seinen Tiefen aufgewühlten Seins.

Diese Erschütterung war zu groß, als daß er sich sehr beeilt hätte, der Aufforderung, die in ihren Worten

gelegen hatte, zu folgen und zu ihr zu gehen. Erst am zweiten Tage fühlte er sich genug Herr über sich selbst, um ihr mit kühler, völlig ruhiger Haltung gegenüber zu treten; um mit ihr auf dem Fuße zu verkehren, auf dem allein er jetzt ja mit ihr verkehren konnte, auf dem völliger Fremdheit, als ob sie sich nie gesehen, als ob sie nur durch die lose Beziehung einer Art von Verwandtschaft, die doch schon keine eigentliche Verwandtschaft mehr war, zusammengeführt worden; oder vielleicht auch auf dem Fuße von Jugendbekannten, die sich alter Verhältnisse und gemeinsamer Erinnerungen wegen befreundet bleiben, ohne mehr Interesse an einander zu nehmen wie an zehn anderen Jugendbekannten.

Else mochte darüber entscheiden; sie allein, wie sie es wünsche; und welchen Ton sie anschlagen werde — ihm sollte er genehm sein; er wollte ihr zeigen, daß er durchaus nichts beanspruche, daß ihm nichts gleichgiltiger in der Welt sei, als bis zu welchem Grade der Huld die Durchlaucht von ihrer stolzen Höhe herab sich zu ihm niederlasse.

Und so ging er zu ihr und schritt mit düsterer Stirne, mit festem raschem Fuß und doch mit klopfendem Herzen die Marmorstufen zum ersten Stock eines schönen alten Palastes hinauf, in dem der Fürst sich eingemiethet hatte. Oben empfing ihn ein Lakai in

grüner Livree, der ihn zu warten bat, und ging, seine Karte zu überbringen; ein schwarzgekleideter Kammerdiener erschien dann und öffnete ihm die Thüre eines großen mit Portièren versehenen Salons. Ferdinand vernahm Stimmen jenseit der Portière rechts, die Stimmen des Fürsten und Elsens.

„Du begreifst, daß ich von dieser Verwandtschaft weiter keine Notiz nehmen kann," sagte der Fürst, der offenbar die Karte eben erhalten hatte; „ohnehin, da er v. Schott heißt, wäre es taktlos, ihn an seine bürgerlichen Verwandten zu erinnern, und durch diese hängt er doch nur mit Dir zusammen!"

„Welch' zarte Rücksicht!" versetzte Else mit einem wirschen Tone. „Es fordert Niemand von Dir, daß Du von einer Verwandtschaft Notiz nimmst, die Dich an Deine, einen bürgerlichen Namen führende Schwägerin erinnert — das wird doch wohl der Grund sein, der Dich so rücksichtsvoll macht! Die größte Rücksicht, die Du übrigens nehmen könntest, würde die sein, wenn Du Dein Vorhaben ausführtest und in den Adelsclub gingest, in den Du heute Dich aufnehmen lassen wolltest."

„Wenn Du meinst, so werde ich das thun," erwiederte der Fürst trocken.

„Ich sehe," fuhr Else fort, „ja doch voraus, daß Du den größten Theil Deines Tages dort zubringen

wirst; unterdeß will ich die Kunstschätze von Florenz genießen; dazu bin ich hergekommen, und dazu bedarf ich eines Führers; ich mag nicht, während Du in Deinem Club Deine Jagdgeschichten erzählst, mir selbst überlassen und allein umherziehen. Herr v. Schott wird mir diesen Dienst leisten, und wenn ich mit ihm das bespreche und wir das Programm darüber entwerfen, störst Du uns nur!"

„Desto besser!" versetzte der Fürst, und mochte seine Worte mit einem leichten Achselzucken begleiten — „desto besser. Ganz wie Du meinst, Kind!"

Die Stimmen erstarben. — Ferdinand dachte weniger an die etwas demüthigende Rolle eines unbezahlten Cicerone, die ihm Else zumuthete — er war gewöhnt daran, daß die vornehmen Herrschaften, welche aus der Heimath kamen, den Legationssecretär als dazu angestellt betrachteten — sondern mehr an die merkwürdige Weise, wie Else mit ihrem fürstlichen Gemahl umzugehen schien.

Es war offenbar, daß sie ihn beherrschte, daß er dieser Herrschaft keinen Widerstand entgegenstellte und gewöhnt war, zu gehorchen.

Als der Kammerdiener jetzt wieder in den Salon trat, bat er Ferdinand, ihm zu folgen. Dieser sah im nächsten Zimmer, durch das er geführt wurde, die Reste eines eben verlassenen Frühstückes, das der Lakei

abtrug. In dem Boudoir hinter demselben auf einer Causeuse ruhend, anscheinend in ein Journal vertieft, fand er Else. Der Fürst hatte ihr gehorcht und war verschwunden.

Else war, obwohl es bereits Mittag, noch in ihrer Morgentoilette; in einem Schlafrock von weißem Caschmir, mit blauen Säumen und blauer Gürtelschnur; sie sah hinreißender, verführerischer darin aus, als sie es gestern in ihrer vollen und gewählten Besuchtoilette gethan; es war, als hätten die Jahre ihr nichts rauben können, sondern ihren Zügen nur das Seelenvollere, Vergeistigtere eines erhöhteren Lebensernstes gegeben.

„Dieses Zeitungs-Italienisch,“ sagte sie, das Journal wegwerfend und ohne Ferdinand anzusehen mit der Hand auf einen Sessel deutend, „dieses Italienisch ist so leicht zu verstehen, und die Dichter sind mir so schwer verständlich! Woher kommt das? Oder geht es Ihnen nicht so? Sie waren bereits so lange in Italien, daß Ihnen die Sprache ganz geläufig geworden sein wird. Aber weshalb setzen Sie sich nicht?“

„Die Dichter,“ antwortete er, sich niederlassend und über diese Höhe der Unbefangenheit, womit sie die Unterhaltung begann, als ob sie ihn noch vor wenig Stunden gesehen, noch ein wenig betroffen, „die Dichter sind in jeder Sprache schwer zu verstehen.

Wäre der Grund nicht so einfach — ihre künstlichere Form — so würde ich sagen, weil sie von einem schwer verständlichen Ding, dem Menschenherzen, zu reden pflegen."

Sie nickte mit dem Kopfe und dann, wie nach kurzem Besinnen, sagte sie lächelnd:

„Das ist wahr. Man versteht der Dichter Herzen oft durchaus nicht. Wir prosaischen Menschen, heißt das. Wir verstehen ja uns selbst oft nicht! Ist das Unverstandene in uns vielleicht auch Dichterthum? Ist, was wir in uns nicht verstehen, was wir uns als unverständlich und unverständig vorwerfen, am Ende das Beste in uns, die Poesie in uns?"

„Es steht uns nichts im Wege, es so vortheilhaft zu deuten. Am wenigsten den Frauen, von denen man weniger Selbstkritik verlangt. Männern wird es schon schwerer werden, ihre Instinkte, ihre Leidenschaften und was sie unter dem Einfluß derselben Verkehrtes beginnen, für die Poesie ihrer Natur auszugeben!"

Sie schlug wie mit forschendem Blick das Auge zu ihm auf, und ein leichtes Roth schimmerte über ihre Züge — es war, als argwöhne sie einen Vorwurf in diesen Worten. Mit einem Tone, in welchem etwas Hartes, Verurtheilendes lag, antwortete sie:

„Männer sollen auch keine Instinkte, keine Leidenschaften haben. Sie sollen klar und bewußt sein und

sich beherrschen können. Sich beherrschen können ist der Anfang aller Weisheit. Glauben Sie das nicht auch? Sie sind Diplomat, Sie müssen es begreifen."

„Ich begreife es, ich begriff es schon, bevor ich Diplomat wurde, und werde daran festhalten, wenn mein Diplomatenthum nächstens zu Ende ist."

„Zu Ende ist? Was heißt das?"

„Ich will eine andere Laufbahn einschlagen."

„Ach — und weshalb?" fragte Else, sich aus der ruhenden Stellung, worin sie bis jetzt verharrt, aufrichtend und mit offenbar gespanntem Blicke ihn ansehend. Sagt Ihnen Ihre Stellung nicht zu? Ist sie nicht so angenehm, wie Sie wünschen können? Sehnen Sie sich von Florenz zurück in unsere Nebel daheim? Oder hat überhaupt das Diplomatsein nicht die Erwartungen erfüllt, welche Sie einst davon hegten und einst mir schilderten . . ."

Es war das erste Mal, daß Else das Einst erwähnte — als ob die Ueberraschung sie einen gefaßten Vorsatz vergessen lassen. Ferdinand versetzte:

„Nicht das — ich verlasse meine Stellung mit den schmerzlichsten Gefühlen, um daheim in unseren Nebeln, wie Sie sagen, ein trister Aktenmensch zu werden . . . Sie begreifen selbst am besten, mit welchen Gefühlen man sich aus Italien losreißt, um es nie wieder zu sehen! — Aber was wollen Sie — ich mache kein Hehl

daraus — der Tod meines Vetters, des Bankiers, hat nun einmal meiner Laufbahn den Boden entzogen; ich habe für mich und eine Schwester zu sorgen; nur wenn man einen reichen Vetter hat oder sein Erbe geworden ist, kann man Diplomat sein!“

„Ah — das wußte ich nicht — das wußte ich nicht!“ sagte Else tief aufathmend und sich noch mehr aufrichtend, während eine merkwürdige Bläſſe sich über ihr Gesicht verbreitete, so daß es ganz marmorn aussah. — „Das wußte ich nicht!“ wiederholte sie noch einmal tonlos mit bleicher Lippe.

„Was wußten Sie nicht? Daß mein Vetter gestorben ist?“

Sie antwortete nicht. Sie sah ihn an mit einem eigenthümlich starren Blicke — und dann schlug sie diesen Blick vor dem ihr offen begegnenden seinigen nieder und sah zu Boden.

Es war seltsam. Sie, die noch eben gesagt, daß die Selbstbeherrschung der Anfang aller Weisheit sei, verrieth ohne jede Maske, daß in Ferdinands Mittheilung etwas lag, was sie erschütterte. Was konnte es sein? Des Bankiers Erbin war ihrer Schwester Kind geworden. Was berührte das Else? Was konnte sie daran ändern, daß, was Ferdinand entgangen war, ihrer Nichte zugefallen? Nichts, gar nichts — es lag darin nichts, was sie betroffen machen, was ihr

demüthigend oder nur unangenehm sein konnte. Sollte Ferdinand sich also sagen, daß sie so viel persönliche Theilnahme für ihn bewahrt, daß sie durch sein Mißgeschick und seine Lage so tief erschüttert worden? Auch das wäre Thorheit gewesen anzunehmen. Und doch, welchen anderen Schlüssel gab es für dieses merkwürdige Ergriffensein? —

Sie blickte jetzt auf die rosigen Nägel ihrer schmalen Hand, als ob sie mit den weißen Fleckchen darauf zu Rathe gehe und eine Eingebung von ihnen verlange, was sie sagen solle; und dann sah sie wieder zu Boden, wie um das, was ihr die weißen Fleckchen eingegeben, zu überdenken. Endlich sagte sie mit einer leisen Stimme, deren unterdrücktes Zittern Ferdinand nicht entging:

„Wenn Sie der Erbschaft dieses Vetters, die meiner Schwester Mathilde zugefallen ist, in Ihren jetzigen Verhältnissen noch, was ich nicht geahnt habe, so sehr bedurften, dann —"

„O, ich bitte Sie, Durchlaucht," unterbrach hier Ferdinand lebhaft ihre Worte, „glauben Sie nicht, daß ich gekommen, Sie von diesen Angelegenheiten zu unterhalten. Auf eine Frage, die Sie an mich stellten, ga[b] ich Ihnen eine offene Antwort, da ich durchaus keine[n] Grund sah, diese nicht zu geben. Nun lassen wir es ruhen — ich bitte Sie dringend, nicht darauf zurückzu-

kommen — jedes weitere Wort darüber wäre mir im höchsten Grade peinlich.“

Sie schwieg und schien wieder mit den Fleckchen ihrer Nägel zu schaffen zu haben. Endlich sagte sie:

„Weshalb nennen Sie mich plötzlich Durchlaucht? Es war so zartfühlend und taktvoll von Ihnen, daß Sie es bisher nicht thaten ... bitte, lassen Sie es, wenn wir allein sind.“

Er verbeugte sich.

„Ganz wie Sie befehlen,“ sagte er abermals überrascht; „daß es mir ein wenig schwer wird, können Sie ohnehin denken,“ setzte er hinzu und erröthete dann über diese Worte, die sie ebensowohl für etwas sehr Beleidigendes, wie für etwas ganz anderes nehmen konnte.

Wie Else es verstand, zeigte sie nicht, und kam auch auf das, was sie, als Ferdinand sie unterbrach, hatte sagen wollen, nicht zurück. Wie wieder völlig ihrer Herr geworden, begann sie von ihrer Absicht zu erzählen, den Florentiner Aufenthalt recht gründlich im Interesse ihrer Bildung auszubeuten und alles zu thun, um sich in die Kunstschätze der schönen Arnostadt hinein zu studiren. Sie hatte auf Ferdinand gerechnet dabei; sie konnte auf ihren Gatten nicht zählen; gründliche Studien von Dingen, die nicht blos besprochen, sondern überdacht und empfunden sein wollten, waren

nicht seine Sache — sie sprach das mit merkwürdiger Aufrichtigkeit aus — „der Fürst," sagte sie, „ist seit Jahren nicht mehr — vielleicht nie in seinem Leben viel — an die Einkehr in sich selbst gewöhnt gewesen, nur noch an die Auskehr aus sich selber, wenn man es so nennen darf ..."

Ferdinand lag ein boshaftes Wortspiel, das er hätte machen können, auf der Zunge.

„Wenn Ihre Zeit nicht so sehr in Anspruch genommen ist," fuhr sie fort, „so bitte ich, in den Stunden, wo Sie einer alten Bekannten ein wenig Freundschaft zu zeigen in der Stimmung sind, um Ihre Hilfe, mich zu orientiren. Darf ich darauf rechnen?"

„Sie können über mich verfügen, Fürstin," versetzte Ferdinand. „Nur möchte ich die Bedingung machen, daß Sie in der That über mich verfügten, daß Sie mir es ganz bestimmt sagen ließen, wann und wo ich Ihnen nützlich sein kann und Sie es wünschen. Ich bin dann sicher, nicht zu Stunden zu kommen, wo Ihr Sinn auf ganz andere Dinge gerichtet steht, als auf einen Ausflug zu Kunststudien."

„Ah, Sie halten meinen Vorsatz nicht für ernst?"

„O ganz gewiß völlig so ernst, wie er bei Frauen Ihrer Stellung zu sein pflegt."

„Frauen meiner Stellung — das heißt verwöhnte, allen ihren Launen nachgebende, nur um die Aeußer-

lichkeiten eines glänzenden aber innerlich ganz hohlen Lebens sich kümmernde Wesen! Wesen, die ein ernsteres Interesse höchstens sich selber fingiren, öfter aber nur der Welt oder ihren Bewunderern vorspiegeln, um sie diesem Interesse dienstbar machen und dadurch in Athem halten zu können! Sie irren sich in mir, Herr v. Schott!"

„Ich habe darüber weder ein Urtheil ausgesprochen, noch mir eines im Stillen gebildet, also kann ich auch nicht irren!"

„Wohl denn, das ist ja auch das Beste, daß man mit seinem Urtheil zurückhält. Also Sie erlauben mir, Sie zu einem Ausfluge einzuladen, recht bald schon?"

Ferdinand verbeugte sich schweigend.

Bald darauf ging er in einer ganz eigenthümlichen Stimmung. Er konnte sich nicht verhehlen, daß trotz aller stolzen Kälte, mit der Beide sich gegenüber getreten waren, als seien sie sich so fremd, wie wenn sie von zwei verschiedenen Enden der Welt hier zusammengetroffen wären, doch sofort der alte kriegerische Ton, das alte gegenseitige geistige Ringen mit einander wieder begonnen hatte; daß dies nun eine Weile so fortgehen, daß er jetzt eben so schwer dabei leiden würde, wie er einst in keckem Jugendmuth zuversichtlich und glücklich dabei gewesen, und daß das Ende vom Liede sein werde, daß er bei diesem Ringen gerade so unter-

liegen werde, wie er früher unterlegen war. Er fühlte, daß er ein Thor sei, sich ihrem Zauber auszusetzen, dieser Niederlage entgegen zu gehen. Er wußte, daß es sein größtes Glück sein würde, wenn er zu Hause angekommen den Urlaub seines Ministers vorfände, und dann seine Koffer packte und auf und davon ginge. Aber er fand den Urlaub nicht vor. Und wenn er ihn gefunden, er wäre doch nicht gegangen. Weshalb nicht? Verstand er es selbst, weshalb nicht? Nein, er fühlte nur, daß er gefesselt sei, das Wie und Weshalb mußte zu dem Unverständlichen, Unverständigen gehören, das Else gerade das Beste in uns und die Poesie des Lebens genannt hatte. — —

Und dann, dann dachte er an die merkwürdige Erschütterung, in die er Else durch seine Mittheilung über seine äußere Lage versetzt hatte; eine Erschütterung, welche die stolze Frau Fürstin nicht einmal zu verhehlen gesucht, oder nicht im Stande gewesen war. Wie war sie zu deuten? Ferdinand blieb betroffen auf seinem Wege heimwärts stehen, als er daran dachte. Hatte die stolze hochmüthige Frau wirklich am Ende doch so viel Theilnahme für ihn, daß die Wendung seines Schicksals sie erschütterte? Oder fühlte sie wirklich eine Demüthigung darin, daß ihre Schwester erhalten, was ihm einst bestimmt war? Es war gar nicht möglich ... und doch eines von beiden konnte es ja nur sein! —

Wenn es eines von beiden war, dann war wirklich die Tiefe der Erschütterung merkwürdig, in welche Else durch Ferdinands Mittheilung versetzt worden: die Heftigkeit der Erregung, deren Zeichen Ferdinand gar nicht mehr gewahrt hatte, sondern auf die erst, nachdem die Portière hinter ihm niedergefallen, die Wände des kleinen Salons, in dem Else zurückgeblieben, niedergeblickt hatten. Sie war aufgesprungen und hatte heftig auf- und niederschreitend den Raum nach allen Seiten durchmessen. Zuweilen war sie stehen geblieben, die Hand auf die Lehne eines Sessels, die Platte eines Tisches stützend, blassen Antlitzes mit starren Blicken auf irgend einen Gegenstand, auf dem ihr Auge haften blieb, schauend, mit halbgeöffnetem Munde, als horche sie auf einen Rath in ihrer Noth, den ihr dieser Gegenstand geben werde, und den diese stummen Zeugen ihrer Verzweiflung doch nicht geben konnten!

„Da ist nichts, gar nichts zu thun, er ist und bleibt um das Seine betrogen," flüsterte sie endlich. „O, daß mir dieser Mann wieder begegnen mußte, um mir das zu sagen! Dieser Mann, der schon einmal meine Seele in einen grausamen Kampf stürzte, der mich damals zuerst ahnen ließ, daß ich auf einem Irrwege war, auf den ich mich nie hätte sollen locken lassen, der mich schon damals zu beherrschen begann und der nun hier wieder vor mir steht, um mich zu zwingen, mir

selbst zu sagen, wie verächtlich geworden, wie tief gesunken die einst so hochfliegende Else ist!

„Und was nun thun, was beginnen? Ihn fliehen und ihm ausweichen? Das kann ich ja nicht — o mein Gott, das kann ich ja nicht, bis es mir gelungen ist, ihn auf irgend eine Art zu entschädigen für das, was er verloren, bis ich irgend ein Mittel gefunden habe, ein Stück meiner Schuld abzuwälzen und ihn wenigstens der Laufbahn zu erhalten, der er jetzt aus Armuth entsagen muß!"

Sie ließ sich in ihren Sessel gleiten und blickte, das Kinn auf den Arm stützend, mit halb geschlossenen Lidern auf das Stück blauen Himmels vor ihrem Fenster, an dem die Wolken leisen Ganges vorüberschwammen, als sollte ihr Wallen und Ziehen einen Trost für die arme verzweifelnde Frau enthalten und ihr sagen: so wandern und ziehen die Menschenwesen, dem Hauche ihres Schicksals gehorchend, dahin, und kommen endlich an ihr Ziel, das nur sie nicht kennen, und das ihnen doch von Ewigkeit bestimmt ist und in der weiten Ferne dasteht und auf sie harrt! —

Zweites Kapitel.

Florentiner Studien.

Ferdinand war überrascht, als er schon am andern Tage in einem, oben mit einer in Blau und Gold gedruckten Fürstenkrone und Namenschiffre geschmückten Billet, die lakonische Einladung von Else erhielt, sie morgen auf einem Ausfluge zu begleiten. Er stellte sich pünktlich ein; sie zeigte ihm eine ruhige kühle Freundlichkeit und wurde nur belebter den Kunstwerken gegenüber, welche sie zusammen zu sehen gingen. Ueberhaupt hatte Ferdinand bald Ursache, sich mit einiger Ueberraschung zu sagen, daß es ihr in der That sehr ernst scheine um ihre Ausbildung und die Benutzung alles dessen, was die berühmte Stadt der Kunst ihr dazu bot. Er mußte sie nicht allein in alle Museen und alle Kirchen begleiten, sondern sie vertiefte

sich auch in das Einzelne, war mit dem Leben der Schöpfer der berühmtesten Kunstwerke, mit der Geschichte der großen Baudenkmale, mit der Geschichte von Florenz beschäftigt und fragte weit mehr, als Ferdinand beantworten konnte. Bei der Offenheit und Entschiedenheit, womit sie ihre Urtheile aussprach, bei dem entschlossenen Tone, womit sie überhaupt die Dinge und das Leben nahm, war es natürlich, daß Ferdinand sich ihr gegenüber nach wenigen Tagen wie ganz auf dem alten Fuße fühlte, der ja so viel weniger der bewundernder Huldigung und Hingebung war, als der einer den Widerspruch nicht scheuenden guten Kameradschaft und eines geistigen Ringens mit einander. Er sagte ihr oft auf ihre Fragen, daß sie viel mehr über die Sachen wisse als er, daß sie einen Lehrstuhl der Kunstgeschichte zu schmücken fähig sei, daß er ohne sie aus dem Lande des Kunstideals heimgekehrt sein würde wie ein Barbar oder ein Engländer; daß, wenn sie nicht eher heimkehren werde, als bis sie ganz Italien so gründlich studirt habe, Deutschland den Schmerz haben werde, seine gelehrteste Tochter niemals wieder zu sehen.

„Sie sagen dies Alles so ironisch," versetzte Else darauf, „daß es deutlich genug ist, Sie glauben, ein Frauenkopf hielte alle diese Dinge doch nicht fest, und thäte deshalb besser, sich ihrer gar nicht bemäch-

tigen zu wollen und sich die unfruchtbare Arbeit zu ersparen."

„Vielleicht würde ich über einen Frauenkopf so denken," entgegnete Ferdinand. „Sie aber haben gar keinen Frauenkopf, sondern den eines Mannes."

„Ist das ein Kompliment oder ein Vorwurf?"

„Ein Kompliment ohne Zweifel. Ein Wesen mit dem Herzen einer Frau und dem Kopfe eines Mannes ist sicherlich das vollkommenste von allen."

„Doch nur wenn Kopf und Herz bei ihm in Eintracht sind — sind beide aber zwiespältig, so mag es kein unglücklicheres Wesen geben."

„Freilich! Und in Zwiespalt werden sie leicht gerathen, fürchte ich. Aber was wollen Sie? Die Vollkommenheit muß auf dieser elenden Welt nun einmal mit Unglück und Schmerz bezahlt werden."

„Und weshalb müssen ein männlicher Geist und ein weibliches Herz in einer Frau leicht in Zwiespalt gerathen?" warf sie hin.

„Weil beide andere Bedürfnisse und andere Maßstäbe haben. Sind aber beide gleich stark ausgebildet, so ist ein entstehender innerer Zwiespalt nicht zu beschwichtigen, da keines nachgeben kann, weil es dazu eben zu stark ist."

Else nickte und schwieg. Nach einer Weile sagte sie:

„Es ist wahr, das Herz schafft und drängt zur

That und der Geist kritisirt und verneint! Ist die Kritik so stark wie es der Trieb zum Schaffen oder zum Handeln ist, so halten sich beide das Gleichgewicht und es kann nichts entstehen. Um sich zu retten aus diesem Dilemma, müßte man," setzte sie lächelnd hinzu, „abwechselnd eine Zeit lang ganz mit dem Herzen und eine andere wieder ganz mit dem Geiste leben!"

„Und Sie, Sie leben nach dieser Regel, Frau Fürstin; für die Gegenwart gehören sie ganz dem Geiste an. Wann wird die Reihe an das Herz kommen?"

„Ach," sagte sie schmerzlich lächelnd, „das Herz möchte täglich in sein Recht treten — aber ich sagte es ja, der Geist kritisirt und verneint."

„So senden Sie ihn fort, lassen Sie ihn seine Urlaubszeit antreten, wo er der Ruhe pflegen kann — ich denke, er ist nun lange genug Ihr Kammerherr vom Dienst gewesen und Sie könnten in seine Ablösung willigen.

„Wie spöttisch Sie das Alles sagen! Ist denn ein Mann ganz unfähig, sich zu wenigstens so viel Idealität aufzuschwingen, daß er glaubt, es könne wirklich einer Frau Ernst sein — um ernste Dinge?"

„O gewiß, gewiß — wenn das Alter und die Verhältnisse der Frau nichts Anderes übrig lassen, als den Ernst der Dinge — dann gewiß."

Sie schüttelte den Kopf.

„Sonst also nicht? Sonst kokettirt eine Frau nur mit geistigen Interessen? Nun ja, ich weiß, ich weiß, es ist das der Männer Dogma nun einmal. Und da sie alle unfehlbar sind, was ist dagegen zu machen? Zwar ist es dumm, zwar ist es absurd. Aber was hat es je einem Dogma geschadet, daß es absurd und daß es dumm war. Doch wird es Ihnen nichts helfen.“

Was sollte es mir helfen?“

„Sie reden doch nur so, um mich abzuhalten von meinem Eifer, Florenz auf meine Weise kennen zu lernen und um dann von Ihrem Kammerherrndienst erlöst zu sein.“

„Wenn Sie nicht die Frau Fürstin Achsenstein, geborene Freiin Else v. Melroth, wären, würde ich Ihnen jetzt mit der Erklärung antworten, daß mir dieser Dienst das größte Glück gewähre. Da Sie aber ...“

„Da ich aber Else v. Melroth bin, sind Sie zu klug oder zu ehrlich, mir so etwas zu sagen, und dafür danke ich Ihnen.“

„Vielleicht weder zu klug noch zu ehrlich, sondern nur zu stolz.“

Sie sah mit einem flüchtigen Blick zu ihm auf, wie der Ueberraschung und durchaus nicht einer unangenehmen Ueberraschung oder als ob sie verletzt wäre.

„So danke ich Ihnen noch mehr," sagte sie.

„Weshalb?"

„Weil ich auf eines Mannes Stolz mehr baue, als auf eines Mannes Ehrlichkeit."

„Wenn Sie auf mich bauen wollen, kann mir der Grund Ihres Vertrauens gleichgiltig sein. Ich bin zufrieden, wenn ich Ihnen zeigen kann, daß es überhaupt gegründet ist." —

Sie ließ die Unterhaltung fallen und wandte sich anderen Dingen zu. Aber daß sie ihm in der That ein großes Vertrauen immer rückhaltsloser schenke, das gewahrte Ferdinand, so wenig er auch die innere Bewegung, womit es ihn erfüllte, zu verrathen suchte, von nun an täglich mehr. Sie enthielt sich sogar nicht, die innerliche Entfremdung, die zwischen ihr und dem Fürsten herrschte, anzudeuten, oder besser, sie machte kein Hehl aus den Symptomen dieser Entfremdung, Symptome, die weit weniger freilich von ihr als von dem Fürsten ausgingen. Der Fürst, das war auch ohne viel aufmerksame Beobachtung und ohne große Menschenkenntniß zu erkennen, war eine ziemlich rohe, überaus eitle und heftige Natur, die, wo seine Eitelkeit verletzt wurde, sicherlich sehr gefährlich und unberechenbar werden konnte. Aber es war auch klar, daß ihm nichts ferner lag, als diese seine rohe Natur über die höhere, feinere Elsens herrschend machen zu wollen.

Im Anfange der Ehe mochte er — es wäre das ja nur zu natürlich gewesen — nach solch einer Oberherrschaft, nach solch einem Vorwiegen seines Willens und seiner Anschauungen gestrebt, vielleicht sogar mit ihr gerungen und gekämpft haben. War dies der Fall gewesen, so war es sicher, daß er in dem Kampfe unterlegen war; daß das Ende nicht derart gewesen, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Daher wohl jetzt seine Gleichgiltigkeit gegen sie. Wenigstens ließ er sie gehen, und nicht das allein, er schien eine gewisse Scheu vor ihr zu haben, er schien sie wie eine lebendige Kritik seines Wesens, wie eine Controle seines nicht immer ganz fürstlichen Thun und Treibens und Sprechens zu scheuen.

Wenn zwei verschiedene Naturen zusammen gebracht und durch irgend ein Band an einander gefesselt werden, so ist es selten, daß die niedere Natur dem Einfluß der höheren weicht, sondern die höhere pflegt zu sinken unter dem Einfluß der niederen. Im Verhältnisse Elsens zum Fürsten war es umgekehrt; hier gab die niedere Natur dem Druck der höheren nach; aber sie zeigte auch, daß sie diesen Druck empfand. „Meine kleine Gouvernante," „unsere hochfürstliche Oberrechenkammer" nannte er sie oft mit einer Scherzhaftigkeit, der es Ferdinand nur zu wohl anmerkte, daß sie von einer gewissen Bitterkeit durchklungen war. Auch machte

es Ferdinand oft den Eindruck, daß in der ausgezeichneten, fast übertriebenen Höflichkeit, welche der Fürst ihm bewies, sich etwas Bitteres ausdrücke; daß er eine Art von Rachsucht befriedige, indem er so offen und klar an den Tag legte, wie gründlich er damit einverstanden sei, daß seine Gemahlin einen Freund gefunden habe, der ihm die Pflicht der Beflissenheit um sie abnehme. An Else ging dies freilich spurlos vorüber; sie schien es nicht wahrzunehmen. Ferdinand nahm es wahr und empfand eine gewisse Gereiztheit gegen den ihm so unsympathischen Menschen; er fühlte etwas wie eine persönliche Beleidigung heraus, über die er sich doch nicht gerade Rechenschaft geben konnte oder wollte! —

Und wie Else vor Ferdinands Augen keinen verhüllenden Schleier zu werfen suchte über die Natur ihres Verhältnisses zu ihrem Gatten, sprach sie über eine Menge Dinge zu ihm mit der rückhaltlosen Offenheit einer Schwester zu ihrem Bruder. Sie schien eine besondere Befriedigung darin zu finden, ihren Stolz mit einer wunderlichen Art von anscheinender Selbstverachtung zu verbinden, wie ein gegen sich selbst und gegen Ferdinand boshaftes Vergnügen, schlechte Seiten ihres Innern herauszukehren und ihm mit einem gewissen Triumphe zu zeigen, als ob es ihr eine Genugthuung sei, ihn sehen zu lassen, welch' gründlicher Thor

er gewesen sei, wenn er ihr einst Neigung und Verehrung zugewandt. Ferdinand verstand dies Wesen in ihr gar nicht. Es war jedenfalls eine höchst wunderliche Art von Schadenfreude, wenn sie durch Eigenschaften, deren sie sich selbst beschuldigte, Ferdinand demüthigen wollte; es deutete auf ein merkwürdiges inneres Zerfallensein mit sich selber, fast etwas Krankhaftes. Es hätte die Deutung nahe gelegen, daß Else Selbstanklagen nur ausgesprochen, um Ferdinand eifrige Widerlegung und beredte Huldigungen abzugewinnen. Aber das konnte es nicht sein, was Else wollte; denn Ferdinand machte eben nie Miene sie zu widerlegen; auf beredte Huldigungen, auf Galanterie war der ganze zwischen ihnen herrschende Ton nicht gestellt.

Sie hatten eines Tages eine Fahrt nach Fiesole gemacht — auf diesen weiteren Fahrten begleitete eine Art Hofdame, ein stilles anspruchloses Geschöpf, das sich nie ungefragt in's Gespräch mischte, die Fürstin — und stiegen dort zu der auf dem Grunde der alten Akropolis liegenden Kirche Sant Alessandro und dem Franziskanerkloster hinauf. Von dem merkwürdigen und so pittoresken Klosterhofe aus blickten sie, durch einen weiten Fensterbogen schauend, auf Florenz und das Arnothal hinab und Else sagte nach einer langen Pause, während welcher sie in das wundervolle Schauspiel versunken schien:

„Wie ergreifend ist der Zauber dieses Rundbildes! Fast erschütternd! Es wird mir unvergeßlich sein, hier gestanden zu haben!"

„Auch mir, Fürstin," versetzte Ferdinand bewegt. „Obwohl ich öfter hier oben war und auf dies Rundbild niederblickte. Doch wird mir, wie es heute mich bewegt, nicht aus der Seele schwinden!"

Sie warf einen sehr raschen, scharfen, aber doch schnell wie ein aufzuckender Funken über seine Züge fahrenden Blick auf ihn und sagte dann:

„Worin liegt dieser große Zauber? Es ist doch nicht die bloße Schönheit der Natur, die ihn hier ausübt. Es gibt Aussichten von größerer Schönheit. Es muß der Zauber der Erinnerungen, die Weihe der Geschichte thun, die auf diesem Thale dort unten, auf dieser Stadt liegt. Seltsam! daß uns die Geschichte so bewegt, daß sie eine solche Poesie für uns hat!"

„Das nennen Sie seltsam?"

„Ist es das nicht? Was interessirt uns eigentlich daran? Was hat die Vergangenheit, von der sie erzählt, vor der Gegenwart voraus? Es ist altes Elend, und die Gegenwart ist neues Elend. Das ist der ganze Unterschied."

Ferdinand schüttelte den Kopf.

„Welche Auffassung!" rief er aus. „So können Sie reden, Sie, Fürstin, die Sie so eifrig die Kunst

und die Denkmäler der Vergangenheit studiren? Was sind sie anders als die Markzeichen der geistigen Entwicklung der Menschen zur Freiheit und Schönheit, was anders als die zurückgelassenen Fußstapfen des Genius der Menschheit, wie er mit immer festerem und selbstbewußterem gebieterischem Schritt durch die Jahrhunderte schreitet. Wenn es diese Erkenntniß nicht ist, was zieht Sie zu ihnen hin? Die Geschichte ist die Darstellung des Kampfes und des Sieges der Ideen, die große Epopöe des Menschengeschlechts, und darin sollte keine Poesie liegen?"

Sie nickte mit dem Kopfe, und mit einer lächelnden Miene sagte sie:

„Das ist gut gesagt. Fahren Sie so fort, es mir klar zu machen."

„Es ‚Ihnen klar zu machen'. Wie ironisch Sie das sagen! Die Frauen, sagt man, gingen bei ihren Urtheilen immer von persönlichen Dingen aus. Nun wohl, so nehmen Sie es persönlich. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der eine Vergangenheit voll „alten Elends", voll geistigen Ringens, voller Seelenkämpfe, der mit einem Wort eine Geschichte hat. Wird er auf Sie nicht eine größere Anziehungskraft, einen größeren Zauber üben als ein Mensch ohne Geschichte?"

„Sie haben Recht, gewiß, gewiß, und ich muß mich meiner stupiden Bemerkung schämen," versetzte sie. „Da

sehen Sie nun, wie gedankenlos und oberflächlich eine Frau urtheilt. Wie inkonsequent sie sein kann. Und wie beschränkt, wie innerlich hohl ..."

„Und," fiel Ferdinand ein, „wie räthselhaft, so im Selbstanklagen einen Genuß finden zu können."

„Ach ja, auch das ist dumm!" sagte sie wie mit einem Tone der Verachtung. „Geben Sie mir Ihren Arm, wir müssen noch die Kirche Sant Alessandro sehen! ..."

Als sie zur Stadt wieder hinabfuhren, sprach sie nicht. Ferdinands Augen lagen mit dem Ausdruck tiefen Sinnens auf dem Thale, aus dem ihnen das dumpfe Getöse der großen Stadt bereits entgegen scholl, während ein feiner aus dem Arno aufsteigender Nebel leise über die Dächer und Gebäude emporquoll und bis zu der Kuppel des Domes und dem Thurme des Palazzo der Signoria, auf dem die volle Gluth des Abends lag, hinanstieg und in den Sonnenstrahlen dort einen rosigen Glanz annahm, der diese mächtigen Bauwerke eigenthümlich verklärte.

„Sehen Sie," sagte er, „auch über dem Leben der Gegenwart, dem „neuen Elend", wie Sie's nennen, liegt oben ein rosiger Glanz. Man muß nur hinblicken und ein Auge dafür haben."

Sie richtete voll und ganz ihren Blick dahin, aber sie schaute lange so zerstreut hinab, als ob ihre Seele weit entfernt von diesem Schauspiel wäre.

In Ferdinands Gefühl für sie begann sich ein großes Mitleid zu mischen. Ihre Schonungslosigkeit gegen sich selber gab ihm ein immer quälenderes Räthsel auf. Bei diesem ernsten Charakter mußte ihre Selbstverachtung aus einem tiefen inneren Zwiespalt mit sich selber, aus einem Gefühle eines durch eigene Schuld verfehlten Daseins, aus einem völligen mit sich Zerfallensein herrühren; und jedenfalls war es nicht zu verkennen, daß sie in ihrem eifrigen Mühen und Ringen um ihre geistige Ausbildung nur Zerstreuung, Betäubung und Vergessen der eigenen Gedanken suchte. Daß Ferdinands immer mehr wieder aufflammende Neigung dadurch nur intensiver wurde, war natürlich. Der Trieb, ihrer inneren Hilflosigkeit die Rettung zu bringen, fachte seine Leidenschaft wie der Wind die Flamme an. Der Mann will stützen, erheben, lenken und tragen können, wo er liebt, und wo er dies kann, da liebt er schon deshalb. So lange sie die kalte stolze Else war, die Niemand bedurfte, die sich in Allem selbst genügte, hatte seine Neigung zu ihr etwas Feindliches, Zorniges. Seitdem sie litt und in ihren Stolz auf so seltsame Weise die Klage, wenn auch nur die Selbstanklage mischte, strömte alles, was von tiefem Gemüth in ihm lag, in diese Neigung über.

Drittes Kapitel.

Räthsel.

Obwohl bei ihrem Verkehr sich Tag an Tag reihte, und Else sich vollständig an ihren Begleiter wie an ein nicht mehr zu entbehrendes Bedürfniß gewöhnt zu haben schien, so mußte Ferdinand sich doch bekennen, daß das, was er hoffte und verlangte, ihrem Gemüthe näher zu treten, in ihrem Herzen- und Seelenleben eine Stelle einzunehmen, ein hoffnungsloses Ding sei. Sprach sie von sich selbst oft mit einem Tone der Verachtung, so ging dieser Ton in den kältesten Spott über, wenn die Rede auf sentimentale und schwärmerische Freundschaften, die Beziehungen des Herzens und die Liebe kam.

„Glauben Sie mir," sagte sie einmal, „jede Liebe ist nur ein gegenseitiger Kampf um die Herrschaft, und die durch die verschiedensten zufälligen Motive aufgestachelte Caprice, just diesen oder jenen Menschen völlig

beherrschen und zu unserem Sklaven machen zu wollen, das nennt man Liebe. Die ersten Koketterien sind das Mittel, Fühlung mit dem Feinde zu bekommen. Darauf werden die Waffen gekreuzt, es beginnt der Kampf, und dieser Kampf wird auf dieselbe Weise geführt, wie die Parteien und die Völker mit einander kämpfen. Man ist vor Allem besorgt, sich stärker darzustellen als man ist."

„Stärker?" fragte Ferdinand lächelnd — „ich denke, man ist außerordentlich bereit, seine Schwäche für den geliebten Gegenstand zu gestehen."

„Nein, nein, man stellt sich stärker, das heißt besser, edler, liebenswürdiger, geistreicher, idealer dar, als man ist. Während nun jeder so beflissen ist, den andern zu täuschen, ist doch keiner so klug, sich zu sagen, daß der andere es just so macht und ihn zu täuschen sucht. Wie dumm ist das! Und nun ringt man — natürlich im Wettkampf von Hingebung, Edelmuth und Gefühlstiefe — mit einander. Endlich schließt man ermüdet einen Waffenstillstand und diese Ruhepause benutzt man gemeiniglich dazu, sich trauen zu lassen. Dann beginnt der Kampf auf's Neue, bis der eine Theil siegreich den andern unterwirft."

„Welch prosaische, nihilistische, herzlose Auffassung das ist!" rief Ferdinand aus.

„Ist es das?" fragte sie. „Mag sein. Aber es ist

die Meinung einer Frau, die Ueberzeugung einer Frau, die sie aus ihrer Seele schöpft. Die Männer mögen mehr Herz, mehr Gemüth in die Sache legen und weniger egoistisch sein. Aber diese armen Männer ... Doch hören Sie, ich will Ihnen etwas vorlesen."

Sie ging zu einem Tische in der Ecke des Salons, auf dem mehrere Bücher lagen, und nahm einen dünnen, elegant gebundenen Band davon. Während sie darin blätterte, sagte sie:

„Es sind die Gedichte der größten aller lebenden Dichterinnen, welche Deutschland jetzt besitzt, B. Paoli. Und nun hören Sie, was sie, die Frau, spricht:

Tändelnd sah ich sie mit Schlangen spielen,
Die nach ihnen mit dem Giftzahn zielen;
Sahe sie dem flücht'gen Sinn der Frauen
Ehre, Glück und Leben anvertrauen;
Sahe sie in eitler Habgier Streben
Einem Fürsten sich zu eigen geben,
Bis sich ihnen endlich offenbaren
Solchen Handelns tödtliche Gefahren,
Bis der Gegner einem sie erlegen —
Ach, wie sind die Männer doch verwegen! —

„Besser," sagte Ferdinand lächelnd darauf, „daß sie verwegen sind als so klug, um solche Warnung zu beachten. Was würde dann aus der Welt, wenn das aus ihr schwände, was Sie einen Krieg und ich d.. Drang nach dem Glücke des inneren Friedens, der gestillten Sehnsucht nenne, denn das ist doch am Ende

die Liebe ganz allein! Ruhe in der Welt ist nicht zu finden, daher die Sehnsucht jeder lebendigen Menschenseele nach ‚Ruhe in der Geliebten‘.“

„Als ob die Liebe Ruhe gewährte — als ob sie nicht die Quelle ewiger Folter, Pein, Sorgen und Qual wäre!“

„Und doch auch der tiefe Brunnen, in den wir alle Pein, Qual und Sorge des Lebens versenken.“

„Unsere Anschauungen sind so verschieden, so grundverschieden,“ sagte achzelzuckend Else, „daß wir keine Vermittlung beider finden können. Es bleibt uns also nichts übrig, als einer des andern Anschauungen still zu achten und zu dulden, und jeder Erwähnung derselben auszuweichen. Sind Sie tolerant und weise genug dazu? Sind Sie Ihrer sicher genug, daß Sie dafür einstehen können, Sie werden nie Bekehrungsversuche bei mir machen?“

Sie fragte ihn das so scharf, so bedeutungsvoll, so funkelnd, fast zornig in seine Augen sehend, daß er betroffen wieder zu ihr aufschaute und eine Minute vergehen ließ, ehe er ihr antwortete:

„Ich kann dafür einstehen, daß ich mich immer nach Ihren Wünschen richten werde und daß mein Verlangen, Ihnen zu gefallen, immer größer sein wird als — mein Kummer über Ihre Irrthümer und Vorurtheile.“

„Das lautet fast wie ein Kompliment und sollte mir deshalb nicht genügen. Doch sei es. Also wir lassen dies Thema fallen, und das für immer. Und nun kommen Sie, unser Wagen wartet, um uns nach San Miniato zu fahren. — Sie brauchen sich dabei nicht die geringste Mühe zu geben ‚mir zu gefallen'. Aber mir zu helfen, mich zu belehren, mir zu zeigen, daß ich hier in der Fremde einen Freund habe, der mir, so weit hier unsere Lebenswege einige Wochen lang neben einander herlaufen, beisteht, heiter und zu meinem Vortheil diese Wochen zu verleben — das ist die Aufgabe, der Sie nun einmal nicht mehr entrinnen."

Das sagte Else sehr kalt und sehr hochmüthig und Ferdinand, durch ihre Worte tief verletzt und verwundet, antwortete darauf mit unverkennbarem Spott:

„Sie haben natürlich zu befehlen, Durchlaucht!"

Sie nahm keine Notiz von dem Spott und ließ sich von ihm die Treppe hinabführen zu dem harrenden Wagen.

Ferdinand fühlte sich in der That tief verletzt von ihrem Wesen und dies mehr und mehr, je tiefer er mit ihr in jenen den Mann aufreibenden stillen Kampf gerieth, der sich immer entwickelt, wo ein Mann ein Recht auf eine Stelle im Gemüth einer Frau zu haben glaubt, und dies Recht von ihr mißkannt und verachtet

sieht. Das Schlimme dabei war, daß er sein Herz und sein Empfinden nicht einmal aussprechen, nicht einmal was innerlich in ihm vorging laut werden lassen und gestehen konnte. Der ganze einmal zwischen ihnen herrschende Ton, der Fuß, auf welchen sie, sich nach so langer Zeit wieder begegnend, sich gestellt hatten, schloß alle Sentimentalität aus. Nicht einmal beklagen konnte er sich, wenn sie, wie das so oft geschah, ihn auf's Bitterste verletzte, indem sie Worte sprach, aus denen hervorging, daß sie seine Interessen und die ihren, seine Neigungen und Anschauungen und die ihren, sein ganzes Leben und ihr Leben als etwas einander Wildfremdes und von einander für ewig Geschiedenes betrachtete.

Er hatte unsäglich darunter zu leiden. Er machte sich zuweilen Luft, indem er sie eines grausamen Hochmuths beschuldigte. Sie antwortete dann:

„Es ist wahr, ich bin hochmüthig. Hochmüthig bis zum Exceß. Es ist der vorwiegendste unter meinen Fehlern. Ich kann aber nichts daran ändern. Ich mag zu Grunde gehen durch diesen Fehler. Es ist nichts dawider zu thun. Ihnen darf ich es gestehen, denn Sie wissen, daß dies nicht eine lächerliche Schwäche ist, die über mich gekommen, seit die Menschen mich Durchlaucht nennen, sondern daß es ein Grundzug meines Wesens ist, den ich schon als ein junges Mädchen

hatte. Ich muß damit anderen Menschen empörend und unausstehlich sein.“

Was war gegen solche Offenheit zu machen? Sollte er zu der alltäglichen Waffe Liebender, zum Schmollen, seine Zuflucht nehmen, wenn sie ihn gar zu sehr verwundet hatte, und ihr kaltes Ignoriren seines Gefühls, ihr ruhiges Uebergehen zur Tagesordnung ihn empörte? Er wollte es nicht, er wollte selber zu stolz dazu sein und doch gerieth er mehr und mehr hinein.

Er litt furchtbar unter diesem Verhältniß. Es war so innerlich hoffnungslos. Und weshalb war es hoffnungslos? Weil diese Else, ein so hinreißend schönes und durch ihre geistige Bedeutung fesselndes Weib, doch kein Weib sein, doch die Bedürfnisse des Gemüths, das Leben des Herzens nicht kennen wollte, die das Weib erst zum Weibe machen. Es war das etwas ganz Anormales, etwas Verkehrtes in ihr. Er war etwas, worunter sie ja selber litt. Es war ja etwas wie eine innere Wüste in ihr, ein Zwiespalt, ein Zerfallensein mit sich. Weshalb flüchtete sie sich nicht aus dieser Wüste in die Region des Herzens? Was hielt sie zurück? Die Tugend, die Pflicht der Treue für ihren Gatten? Es kam Ferdinand nicht in den Sinn, ihr Verhältniß zu diesem stören oder irgend ändern zu wollen. Sie verachtete diesen Gatten doch am Ende

viel zu sehr, um in ihrem Hochmuth ihm das Recht, ihr Gemüths- und Geistesleben zu binden, einzuräumen. Es mußte eben dieser Hochmuth selber sein, was sie so kalt und schroff machte. Und über Ferdinand kam ein wahnsinniges Verlangen, diesen Hochmuth zu brechen, das Verkehrte in ihr niederzukämpfen. Sie zu zwingen mit dem unterdrückten Herzen des Weibes, das doch in ihr sein mußte, auch zu leben.

Das doch in ihr sein mußte! Er ahnte nicht, wenn er sich dies sagte, wie kühn dieser Schluß war. Als ob im Weibe auch immer das Herz und Gemüth eines Weibes vorhanden wäre! Wie viele Männer, die sehr gut wissen, daß es Männer gibt, hinter denen auch nicht eine einzige männliche Eigenschaft steckt, gehen daran zu Grunde, daß ihnen nicht eingefallen ist, es könne bei den Frauen gerade so und in vielen nicht eine einzige weibliche Eigenschaft sein! — —

Auch Ferdinand dachte nicht daran und mit seiner energischen Natur drängte es ihn mit jedem Tage, worin er tiefer in dies unselige Verhältniß versank, mehr, in Elsen das Verkehrte gerade zu richten, sie aus der eisigen inneren Vereinsamung und Eintrocknung des Herzens zu reißen, sie zu zwingen, ihr Herz dem Leben des Gemüths zu öffnen, worin er allein Rettung für sie und für sich sah! Er vermied keine Gelegenheit mehr, wo er ihr sagen konnte, was er

über die Bestimmung der Frauen, über ihren Beruf, mit dem Gemüthe zu leben, über den einzigen Weg zum Glücke, den es für sie gebe, denke. Sie protestirte nicht gegen solche Reden als etwas, das sie übereingekommen nicht zu erörtern. Aber er hatte keinen anderen Triumph, als daß sie ihn mit einem herablassenden Lächeln anhörte, zuweilen auch, wie zerstreut, ihn nicht anhörte.

Der von ihm verlangte Urlaub war längst eingelaufen, er dachte nicht mehr daran, ihn zu benutzen.

Doch hatte er aus den heimischen Zeitungen gesehen, daß der Landrathsposten des Kreises, in welchem Schloß Achsenstein lag, erledigt worden. Da ihm eine solche Stelle zusagte, und da sie ihn in der Nähe Elsens halten würde, bewarb er sich darum. Er theilte dann dem Fürsten, als er diesen eines Tages allein fand, mit, daß er diesen Schritt gethan. Der Fürst, der eine Hauptstimme bei der Besetzung der Stelle hatte, dessen Einfluß dabei maßgebend war, sagte ihm sofort zu, daß er für die Erfüllung seines Wunsches Sorge tragen werde.

Damit war der Rubicon überschritten, der erste Schritt aus seiner jetzigen Lebensstellung in eine ganz andere geschehen! Ferdinand dachte wenig daran — es war ihm Alles von einem so untergeordneten Interesse geworden, was sich nicht unmittelbar auf Else bezog;

er hatte nur den einen Gedanken, daß sein neuer Beruf ihn in Elsens jetzige Heimath führen werde! —

Und doch brachte dieser Schritt die Krisis in sein Verhältniß zu Else.

Es waren mehrere Tage verflossen, als ihn, wie er um die gewöhnliche Stunde bei ihr eintrat, um sie zu einem Spaziergang in die Boboli-Gärten abzuholen, Else mit den Worten empfing:

„Was höre ich, Herr v. Schott — Sie haben den Fürsten veranlaßt, Schritte zu thun, daß Ihnen die Landrathstelle in unserem Kreise verliehen werde? Der Fürst sagte es mir erst heute — erst heute erfahre ich es! Und Sie — weshalb verschwiegen Sie mir das?"

„Weil Sie mich bis jetzt durchaus nicht berechtigt haben, Ihnen mit meinen persönlichen Angelegenheiten und meinen Dienstverhältnissen lästig zu werden."

„Ach, das ist eine abscheuliche Antwort — ganz abscheulich! Ein Schmollen, eine einfältige Revanche, die Sie nehmen wollen. Wie kann ich mich nicht um Ihre persönlichen Angelegenheiten kümmern? Mein Gott, wie kleinlich, wie kindisch solch ein Mann ist! Und hören Sie, daraus wird nichts! Es ist mein ganz entschiedener Wille, daß Sie Ihre Bewerbung zurücknehmen."

„Ah," rief Ferdinand, sich ein wenig entfärbend und wie von einem Dolchstoß getroffen, aus. „Wes-

halb, wenn ich fragen darf? Wollen Sie mich nicht daheim in Ihrer Nähe wissen, nicht da dulden?"

„Darum handelt es sich nicht. Nicht im Mindesten."

„Und warum handelt es sich denn, wenn nicht darum?"

„Es handelt sich darum, daß ich Sie nicht in einer solchen Stellung sehen will!"

„Und dieser durchlauchtige Wille soll mir genug sein?"

„Die Durchlauchtigkeit hat nichts damit zu schaffen. Es ist der Wille einer Frau, die ... die Ihnen offen und rückhaltlos genug, denk ich, gezeigt hat, daß sie Ihre Freundin ist, Ihre Freundin im allerprosaischsten, allernüchternsten Sinne des Wortes, wenn Sie wollen — aber ehrlich und echt; eine Freundin, der es zwar nicht im Traume einfällt, Ihnen etwa eine Rose oder eine Bandschleife oder ähnliche zarte Andenken zu schenken" — — Else sprach die Worte mit einem Tone unsäglicher Verachtung — „die aber sofort bereit wäre, Ihnen, wenn's Noth thäte, ein Paar warme Socken zu stricken, oder stundenweit in den Wald zu laufen, um da einen Flieder oder Hollunder zu suchen, wenn Sie die Grippe hätten, und einen Thee daraus trinken müßten. Sie haben mir selbst gesagt, daß es Sie sehr unglücklich mache, Ihre Carrière verlassen zu müssen, daß nur die Noth Sie dazu zwänge. Die

Noth aber soll Sie nicht dazu zwingen. Das ist, was ich nicht will. Das leidige erbärmliche Geld nicht. Nein, bei Gott. Ich habe das Geld, das Ihnen fehlt, im Ueberfluß. Ich streue es mit vollen Händen aus, ich werfe es fort für Nichtigkeiten, zur Befriedigung von Launen, — ach nicht einmal dazu, es handelt sich bei meinem Geldausgeben ja so oft nicht einmal um die Befriedigung einer Laune, um die Erfüllung eines Wunsches; der Wünsche habe ich so wenige, daß ich Gott dankte, wenn ich ihrer mehr hätte, nach deren Befriedigung ich streben könnte und die mich beschäftigten. Nein, mein Geldausgeben ist so oft nur Sache der Gewohnheit, der Sitte, des Herkommens; man erwartet von einer Fürstin, daß sie jedes unnütze Ding, das man ihr anbietet, kauft, jede Eitelkeit, die, um sich in die Oeffentlichkeit zu drängen, irgend eine Sammlung zu unnützem Zweck veranstaltet, unterstützt, sich durch jede Spekulation auf ihren Geldbeutel dupiren läßt, und ich bin zu indolent, solche Erwartungen zu täuschen. Und während deß sollte ich dulden, daß Sie aus Mangel an diesem Gelde, um das die Menschen mich so unnütz bringen, sich in eine Ihnen widerwärtige, Ihrer Natur und Ihrem Wesen widerstrebende Thätigkeit verlieren, die Sie doppelt unglücklich machen muß, nachdem Sie Jahre lang eine so viel angenehmere, glänzendere eingenommen, eine so ganz andere Zukunft

vor sich gesehen haben? Nein. Das nicht. Das soll nicht geschehen. Sie werden eine Jahresrente von mir annehmen. Sie sollen es. Schweigen Sie darüber. Sie haben nur zu sagen, ob Sie einwilligen, daß ich Ihnen diese Rente zu bestimmten Zeiten sende, und daß es durch die Hände meiner Schwester Mathilde geschehe? Es wäre mir das lieber und Sie können am Ende wenig dawider haben, daß meine Schwester darin eingeweiht sei."

Ferdinand schüttelte lächelnd den Kopf. Aber sie kam seiner Antwort zuvor, indem sie fast mit leidenschaftlicher Hitze ausrief: „Sagen Sie mir nichts dagegen, Sie hören es ja, ich bestehe darauf, es ist abgemacht und jetzt gehen Sie sogleich zum Fürsten und erklären Sie ihm, daß Sie nicht mehr daran denken, sich um die Stelle zu bewerben, die er bereits Schritte gethan hat Ihnen übertragen zu lassen."

„Meine gnädigste, durchlauchtige Frau," kam Ferdinand endlich zum Worte, „Sie vergessen, daß die Zeiten, wo ein armer Unterthan sich in solche fürstliche Oktroirungen seines Lebensloofes fügen mußte, vorüber sind. Wir stehen uns heute anders gegenüber, ich als Edelmann der hochgeborenen Dame, und ich werde mir kein Geld von Ihnen geben lassen. Sie sagen, daß Sie das Geld oft ausgäben um des Herkommens, der Sitte willen. Aus demselben Grunde

müssen Sie sich gefallen lassen, Ihr Geld auch einmal abgewiesen zu sehen!"

„Ah — Sie wollten — wollten wirklich nicht?"

„Nein."

„Thörichter, einfältiger Eigensinn! Das ist ja vollständig kindisch. Nein, es ist mehr. Es ist ruchlos, es ist roh von Ihnen, mich so zurückzuweisen!"

„Roh! Der Ausdruck ist ein wenig stark!"

„Aber ganz der rechte. Sie sehen doch, wie ernst ich's meine, wie sehr mir die Sache am Herzen liegt. So sehr, daß Ihre Zurückweisung eine boshafte Kränkung ist. Ist es Ihnen denn eine Genugthuung, zu wissen, daß ich mir von nun an sage, du hast diesen elenden Mammon und kannst ihn doch nicht gebrauchen zu dem, was ihm Werth gäbe? Du bist ohnmächtig damit — du kannst nicht einmal dem nächsten Freunde damit helfen! Was freut Sie an dieser Demüthigung für mich? O elender Hochmuth! Sie wollen sich in dem stolzen Gefühle wiegen, meinem Willen widerstanden zu haben, nicht wahr, das ist es? Um dieses erbärmlichen Hochmuths willen stürzen Sie sich leichtsinnig in Ihr Unglück. Mein Gott, wie kindisch, wie thöricht, wie einfältig! Verlangen Sie, daß ich mich so weit demüthige, um Sie anzuflehen, um vor Ihnen auf die Knie zu fallen?"

Das Alles sprach Else mit einem flammenden Gesichte, mit einer ganz merkwürdigen Heftigkeit, daß Ferdinand sie betroffen erstaunt anschaute.

„Sie thun mir ganz vollständig und grausam Unrecht, Fürstin," antwortete er. „Ich sehe, daß Sie außerordentlich schlecht von mir denken und durchaus falsch. Allerdings kann ich ehrenhafter Weise nicht wohl und ohne mich gedemüthigt zu fühlen, Geld von Ihnen annehmen. Aber ich wäre dennoch bereit, Ihnen Alles zu opfern, und Ihrem Glücke, wenn die Sache, wie es ja scheint, Sie wirklich glücklich machen könnte, auch meinen Stolz zu opfern, und zu thun, was Sie verlangen. Das Beste aber ist, daß ich dies Opfer nicht zu bringen brauche, weil die Voraussetzung, aus welcher Sie es fordern, falsch ist, denn, daß Sie es wissen, meine Stellung hier werde ich mit Freuden aufgeben; die Aussicht, mein Leben in Ihrem Kreise, in der Nähe Ihres Schlosses Achsenstein zubringen zu können, ist mir unendlich verlockender als alle Herrlichkeiten von Florenz und aller Glanz meiner Diplomatenleistungen in der Zukunft — und diese Aussicht, ich werde sie nicht mehr aufgeben."

Else richtete sich bei diesen Worten auf; sie erhob das Haupt, ihre ganze Gestalt schien größer geworden, als sie, mit halbgeschlossenen Liedern, mit einem vernichtenden Blick voll Zorn und Verachtung auf ihn niedersah.

Die Achseln zuckend flüsterte sie halblaut:

„Sie sind so erbärmlich wie alle Männer!“

Ferdinand zuckte wie von einer Schlange gestochen unter diesem Blicke, diesen Worten auf.

„Das ist eine seltsame Antwort auf eine offene und wahrhaftig sehr natürliche Erklärung,“ sagte er mit einem fast trotzigen Tone. „Sie wissen recht gut, Else, daß ich Sie leidenschaftlich geliebt habe, als wir Beide noch jung waren, und wissen eben so gut, daß für Naturen wie die meinige solche Vorgänge und Ereignisse des inneren Lebens ein für alle Mal verhängnißvoll sind. Sie sind seitdem für mich derjenige Typus des ewig Weiblichen gewesen, der allein für mich gilt, allein für mich da ist. Vom ewig Weiblichen aber macht sich keine Mannesseele los, und darum bin ich an Sie gekettet und werde Ihnen folgen, so lang ich eben kann!“

Sie stand auf; sie stampfte leis mit dem Fuße auf den Teppich am Boden und sagte dabei wie für sich und mit dem Tone einer zornigen Verzweiflung:

„Alles, Alles umsonst!“

Dann wandte sie ihm den Rücken und stellte sich an’s Fenster.

„Was ist umsonst?“ fragte er.

Sie antwortete nicht. Mit gerunzelten Brauen blickte sie auf die Straße hinaus.

„Sagen Sie mir, Fürstin, was ist umsonst?“ hub er nach einer Pause wieder an.

Sie wandte jetzt plötzlich den Kopf.

„Sind Sie noch da?“ fragte sie.

Er erhob sich langsam. Die „Flamme“ in ihr hatte nun auch das alte „Feuer“ in ihm zum Auflohen gebracht. Er war sich bewußt, daß, was er zu ihr gesprochen, sie nicht beleidigen durfte; sie mußte ihn hinreichend kennen, um zu wissen, daß er keine fade, ihrer unwürdige Liebeserklärung machte, daß er nicht vergaß, was sie Beide trennte! Sollte er sich vertheidigen, sollte er sich in Erklärungen einlassen! Nein! Er nahm Hut und Handschuhe und ging schweigend mit einer kurzen Verbeugung.

Er ging, Zorn und Empörung im Herzen. Welches Recht zu dieser Behandlung hatte sie? Welches Recht, sein männlich beherrschtes Gefühl für sie mit solch schnödem Hochmuth zu erwiedern? Was lag für sie Demüthigendes und Kränkendes in einer einfachen Treue? Hatte sie nicht auch genug gethan, seine offene Sprache selbst hervorzurufen? Hatte sie ihm nicht ganz offen die Kälte ihres Verhältnisses zum Fürsten gezeigt? Hatte sie nicht mit einer wahrhaft herausfordernden Aufrichtigkeit ihm die innere Leere ihres Herzens an den Tag gelegt, und dadurch den unwiderstehlichen Drang, einen wahren Durst der Seele in ihm groß

gezogen, die Leere ihres Herzens auszufüllen, ihrem inneren Wesen sein harmonisches Gleichgewicht und wenigstens etwas von dem Glücke wieder zu geben, dessen Entbehrung sie — das lag ja so offen zu Tage — so schmerzlich fühlte? Was hatte sie gewollt in ihrem täglichen Verkehr mit ihm, mit diesen schon von vornherein wie eine rechte volle Hingebung des Gemüths sich gebenden Selbstanklagen, mit diesen Aeußerungen bitterer Selbstverachtung, die doch nur ein Beweis eines unendlichen Vertrauens waren? Kannte sie so wenig die Dialektik des Herzens, daß sie sich darüber täuschen konnte, daß er es so deuten werde? Und wenn das Alles nicht gewesen, wenn seine Erklärung auch Elsen wie ein ganz Unglaubliches und Unerwartetes hätte überraschen müssen — was gab ihr ein Recht zu dem beleidigenden, empörenden Hochmuth, mit dem sie ihn behandelt hatte, als sei das tiefe und heilige Gefühl seiner Seele etwas, worauf sie mit ihrem kleinen hochfürstlichen Fuße treten dürfe?

Sie hatten Recht gehabt, die, welche ihn früher das „Feuer" genannt; er war Feuer, und Elsens Behandlung hatte es nicht gelöscht. Er dachte nicht daran, sich für immer besiegt zu fühlen; sich wie ein Geschlagener still zurückzuziehen, das wäre wider seine ganze Natur gewesen, er wäre zu Grunde gegangen, hätte ihn irgend eine unüberwindliche Nothwendigkeit dazu

gezwungen. Es war nur der Anfang eines Kampfes gewesen — er hatte die erste Schlacht verloren — es war bitter, aber es war damit nichts verloren als eine gute Stellung, und diese mußte nun zunächst wieder erobert werden.

Er ließ ein paar Tage vorübergehen, bis er zu Elsen zurückkehrte. Um das erste Mal ein Tête-à-Tête zu vermeiden, das etwas Peinliches haben konnte, ging er zu einer Stunde, wo er auch den Fürsten noch daheim treffen mußte. Er begriff überhaupt, daß er, so schwer es ihm wurde, dem Fürsten ein wenig den Hof machen müsse, um sich dessen gnädige Gesinnung zu erhalten; es wäre ein niederschmetternder Schlag für ihn gewesen, wenn Else den Fürsten bewog, ihn nicht zu der Stelle wählen zu lassen, die Ferdinand in seinem Kreise einnehmen wollte und auf der jetzt seine ganze Hoffnung beruhte. Er mußte dem zuvorkommen, indem er dem Fürsten zeigte, wie viel ihm an dieser Stelle gelegen sei. Der Gedanke, daß Else bereits gegen ihn gewirkt haben könne, erfüllte ihn mit einem gewissen Zagen, da er ja wußte, wie sehr sie den Fürsten beherrschte.

Als er kam, fand er das fürstliche Paar beim Frühstücke und in lebhafter Debatte. Der Fürst reichte ihm, ohne sich stören zu lassen, über den Arm hin die Hand, während Elsens Blick groß und kalt auf ihm

ruhte, ohne irgend eine andere Sprache zu haben, als ob sie sein Erscheinen völlig natürlich fände — sie verwunderte sich über sein Kommen offenbar nicht mehr, als wenn er der Kammerdiener gewesen, der eingetreten.

„Setzen Sie sich zu uns," sagte der Fürst, „und — Hermann, ein Glas — lassen Sie sich von Hermann einschenken, was Sie von diesen Frühstückweinen vorziehen — ich trinke Marsala, obwohl ich guten Burgunder weit mehr liebe — aber was wollen Sie — man ist einmal ein Sklave seiner Ideen, man ist in Italien und meint nun auch seine schlecht gekelterten Weine trinken zu müssen — bloße Idee — so, trinken Sie, und nun lassen Sie sich sagen, daß ich ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken habe."

„Ein Hühnchen mit mir, Durchlaucht?"

„Ja, mit Ihnen," versetzte der gesprächige Herr, der sich für einen Diener der Ideen hielt, „Sie haben hier den Cavaliere servante meiner Frau gemacht und haben es so schlecht verstanden, sie zu unterhalten, daß sie Florenz plötzlich langweilig, absurd, unausstehlich findet. Nun, dagegen habe ich nichts. Es ist das auch eine Idee, es ist ihre Idee, und weil der Mensch nun einmal, wie gesagt, der Sklave seiner Ideen ist, so muß man sich darein finden und ihr nachgeben. Also reisen wir! Aber Sie hätten solch' eine Idee nicht in

ihr entstehen lassen müssen — das ist Ihre Schuld, Herr v. Schott! Ich fürchte, Sie haben zu sehr den deutschen Professor bei ihr gemacht. Ihr zu viel von Kunst, Renaissance, Mediceer, Bramante, Dante — nebenbei gesagt, wenn ich diesen Dante in seiner großen Haube und in seinem langen Weiberrock abgebildet sehe, denke ich immer, daß man ihn besser mit einem T als mit einem D schriebe — also Tante oder Dante — vorgesprochen, daß sie genug und übergenug daran hat. Haben Sie je eine ihrer Toiletten bewundert? Sagen Sie es! Sprich, Else, hat er es je?"

„Ach, Du bist absurd!" sagte Else verächtlich, ohne aufzusehen.

„Also," fuhr der Fürst ungerührt dadurch fort, „meine Frau langweilt sich und wir reisen. Offen gestanden, hätte ich nichts dawider. Nur ist die Reise-Idee wie ein Wagen, an den unsere gegenseitigen Wünsche wie Pferde hinten und vorn gespannt sind — die Fürstin zieht vorn südwärts und ich hinten nordwärts. Was soll daraus werden?"

„Der Wagen muß eben ruhig stehen bleiben, wo er steht — hier in Florenz!"

„Ah bah — durchaus nicht! Da sehen Sie, wie wenig Sie die Frauen kennen. Wenn eine Frau sich vor eine Idee spannt, ist sie immer stärker wie der Mann — glauben Sie mir, es gibt nichts Schrecklicheres,

als eine vor eine Idee gespannte Frau — da hilft kein Widerstreben, die Kraft keines Zugthieres kommt dagegen auf!"

„Du verirrst Dich in gefährliche Bilder, lieber Gottlieb," unterbrach ihn hier Else. „Die Sache ist die, Herr v. Schott, daß wir die letzten Herbstmonate in Sorrent zubringen werden; der Fürst sprach den Wunsch aus, zur ersten Jagdzeit zu Hause zu sein; aber er hat die Güte gehabt, einen Vergleich anzunehmen, wonach wir jetzt südwärts reisen und, wenn die Zeit der späteren großen Treibjagden kommt, in die Heimath zurück."

Ferdinand sah sie sehr betroffen bei dieser Eröffnung an. Sie wich diesem Blicke aus.

„Das ist sehr schmerzlich für mich," sagte er.

„Sehen Sie," fiel der Fürst ein, „das ist Ihre Strafe. Weshalb haben Sie diese Idee in ihr aufkommen lassen, daß Sorrent amüsanter sein werde, als Florenz es jetzt ist?"

„Ich denke, man durchreist Italien nicht, um sich zu amüsiren," sagte halblaut Else.

„Nun ja, nun ja, ich bitte um Verzeihung für den Ausdruck, Kind, ich habe Deinen Seelenernst und Deine geistige Würde damit nicht kränken wollen," sagte der Fürst und Ferdinand hörte etwas wie zornigen Verdruß — vielleicht von früheren derartigen Debatten her —

aus diesen Worten klingen — „durchaus nicht! Nur nimm mir nicht übel, daß ich einigen Werth auf mein Amüsement lege. Und das werden wir ja denn auch haben — im Spätherbst und Winter — ich freue mich sehr darauf, Herr v. Schott, Sie bei unseren Treibjagden zu sehen; unsere Jagdarrangements werden Ihnen gefallen, ich habe einen vortrefflichen Oberförster, einen unvergleichlichen Menschen, und einen sehr befriedigenden Wildstand in meinen Gehegen — Rothwild freilich leider nur noch wenig — nun, Sie werden ja sehen und, dafür stehe ich, sich amüsiren. Wenn wir zurückkommen, werde ich Sie hoffentlich als unsere gestrenge Obrigkeit längst installirt finden; ich erhielt vorgestern einen Bericht von meinem Domänenrath, daß Ihre Wahl bei uns auf gar keine Schwierigkeiten stoße."

„So danke ich Ihnen auf das Lebhafteste, Durchlaucht, Ihre Güte in dieser Sache und diese günstige Nachricht macht mich Ihnen auf's Aeußerste verpflichtet!"

„Der Dank ist überflüssig, Herr v. Schott, die Fürstin und ich wünschen nichts mehr, als Sie so in unsere Nähe gefesselt zu sehen. Nach unseren Beziehungen hier, die ich ungern durch die Abreise, die ja nun einmal feststeht, unterbrochen sehe, können Sie überzeugt sein, daß wir uns darauf freuen, Sie daheim wieder zu finden!" —

Ferdinand fixirte, während der Fürst so sprach, die Miene Else's. Diese wich seinem forschenden Blick diesmal nicht im Entferntesten aus. Sie sah ihn mit einer so merkwürdigen Ruhe, mit einem so gleichmüthigen selbstsicheren Blick an, daß Ferdinand sich ihr Wesen gar nicht mehr zu deuten wußte. So viel war gewiß, sie hatte bei dem Fürsten nicht den geringsten Versuch gemacht, Ferdinands Anstellung daheim zu hintertreiben. War das Hochmuth gewesen? Und war der Schlüssel ihres Wesens, diese herausfordernde Ruhe jetzt wieder ihr Hochmuth? Wollte sie ihm zeigen, daß sie von ihrer starren eisigen Höhe herab das, was in seinem Herzen lebe und vorgehe, schon gar nicht mehr sehe? Sollte das seine Strafe sein? Aber das war nicht möglich. Wie paßte dazu ihre plötzliche Abreise, durch deren Plötzlichkeit eben sie ja hinreichend eingestand, daß nur er die Ursache dieser Abreise sei? ...

Ferdinand wurde nicht klug daraus. Sie war eine wahre Sphinx, diese Frau mit den halbgeschlossenen, so viel nach innen gekehrtes Feuer verrathenden, und die äußere Welt so matt und kalt spiegelnden Augen. Auch ward ihm keine Gelegenheit, sie noch einmal allein zu sprechen. Der Fürst sagte, daß er beabsichtige, gleich nach dem Frühstücke mit seiner Gattin Abschiedsbesuche zu machen.

„Und morgen," setzte Else, sich vom Frühstückstische

erhebend, hinzu, „wird gepackt. Sie würden, wenn Sie kämen, es unbehaglich hier in der dadurch entstehenden Unruhe finden. Also nehmen wir lieber gleich Abschied. Leben Sie wohl, Herr v. Schott ... ich danke Ihnen für all' die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt haben. Der Fürst wird sich noch zu Ihnen begeben, um sich zu verabschieden ... wir werden an der Gesandtschaft vorfahren."

Sie machte eine kurze ceremoniöse Verbeugung und zog sich in ihren kleinen Salon zurück, wo sie ihrem Mädchen klingelte, um sich Hut und Ueberwurf zur Ausfahrt bringen zu lassen. Ferdinand glaubte in den Augen des Fürsten ein wenig Verwunderung über die Kühlheit ihrer Abschiedsworte zu dem Manne, der ihren dienstthuenden Kammerherrn hatte machen müssen, zu lesen. Es mochte ihm auffallen, daß dieses Benehmen seiner hochfürstlichen Frau Gemahlin doch ein wenig zu offen das Motto: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen — an der Stirne trage. Aber Fürst Gottlieb v. Achsenstein hatte sich die Glossen über seine Gemahlin abgewöhnt. Er drückte Ferdinand nur um desto wärmer die Hand, als dieser sich jetzt empfahl.

Ferdinand ging, ganz verwirrt von den Räthseln, in die ihn Else verstrickt hatte. Ihre Reise war doch offenbar etwas wie eine Flucht vor ihm. Und doch

war sie es wieder, die ihn in ihre Nähe zog, die ihm eine Stellung in ihrer Heimath gewährte, wo sie sich der häufigen Begegnung mit ihm gar nicht entziehen konnte — denn der Fürst hätte sicherlich sich ihrem Einflusse gebeugt, wenn Else entschieden nicht gewollt hätte, daß Ferdinand jene Stelle erhalte! Wollte sie ihm andeuten, daß sie, was er gesprochen, zu sehr verachte, als zu große Thorheit und Sinnlosigkeit betrachte, um sich bewegen zu lassen, darum in den Lauf einmal abgemachter Dinge einzugreifen? Aber weshalb gab sie sich dann die Blöße, die darin lag, daß sie jetzt vor ihm die Flucht ergriff?

Und dann — wie stand zu diesem zornigen und verachtungsvollen Wesen, womit sie ihn behandelt, die merkwürdige Theilnahme, der bis zu einer wirklichen tiefen Erschütterung gesteigerte Antheil an seinem Schicksal, den sie ihm früher gezeigt, in Harmonie? Was war es gewesen, was ihren stolzen Sinn so blitzstrahlartig getroffen, als er ihr zuerst gesagt, daß seine Armuth ihn aus seiner Laufbahn hinauswerfe? Und nun auf's Neue, woher diese stürmische Heftigkeit in ihr, als er so fest und bestimmt ihr Verlangen zurückgewiesen, von ihr die nöthige Geldsumme anzunehmen, um in seiner Laufbahn bleiben zu können? War das nur eine Mortifikation ihres Hochmuths gewesen, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß man ihr

fürstliches Privileg, mit Geld alles Hindernde zu beseitigen, alles Krumme gerade zu machen, nicht anerkannte, sich ihm nicht beugte? Oder sprach aus dem Allem doch eine tiefe innerliche Theilnahme des Gemüths, wie diese ja auch aus ihrer früheren merkwürdigen und rückhaltslosen Offenheit gesprochen hatte; und hatte sich in ihr nur ein wilder wüster Hochmuth aufgebäumt, als er ihr erklärt hatte, was sie ihm war, war es nur eine wie instinktartige Empörung ihres Frauenstolzes gewesen, den er besiegen konnte, der gegen die beharrliche und zähe Kraft seines Gemüths nicht lange vorhalten konnte? —

In solche Fragen vertieft und, wie es natürlich war, nach und nach immer überzeugter zu den ihm günstigsten Beantwortungen dieser Fragen gelangend, verbrachte Ferdinand die nächsten Tage, nachdem Fürst Achsenstein mit seiner Gemahlin und seinem „Gefolge" aus der Arno-Stadt verschwunden; und dann trat er selbst seinen Urlaub an und reiste in die Heimath, in die Hauptstadt derselben zunächst und dann zu seiner Schwester.

Viertes Kapitel.

Ein alter Bekannter.

Ferdinand hatte daheim bei seinem Verlangen, aus der diplomatischen Laufbahn in die administrative zu treten, durchaus keine Schwierigkeiten getroffen. Man bedauerte seinen Austritt, aber man entließ ihn mit den besten Wünschen von Seiten des auswärtigen Amtes; vorher schon hatte er aus dem Ministerium des Innern die Nachricht erhalten, daß er von den Ständen des Kreises E. für den erledigten Landraths-posten an erster Stelle Sr. Majestät in Vorschlag ge-bracht worden. Die königliche Bestätigung erreichte ihn in dem Städtchen, in welchem er sich zum Besuche seiner Schwester Adele befand und er eilte nun, sich an seinen Posten zu begeben. Seine Schwester folgte ihm nach wenigen Tagen, um für die Einrichtung der sehr alten und sehr melancholischen Dienstwohnung, die

ihn aufgenommen hatte, zu sorgen, und die unter ihren ordnenden und schaffenden Händen sehr bald einen helleren und freundlicheren Eindruck machte. Dies war um so wohlthuender, als der Spätherbst eingetreten war und Ferdinand in dieser schwermuthweckenden Jahreszeit den Wechsel mit seinem früheren sonnigen und mit Schönheit gesegneten Aufenthaltsort desto mehr und tiefer empfand. Die alte Münsterkirche blickte, von ihren krächzenden Dohlen umflattert, so unsäglich düster und melancholisch in seine Fenster; auf dem mit armselig dürftigem Rasen bewachsenen freien Platz vor seiner Wohnung fegten kalte Winde die nassen vergilbten Blätter zusammen, um sie hoch aufwirbeln zu lassen, und warfen sie dann, wie überdrüssig des sinnlosen Spieles zuletzt in eine dichte Wolke zusammengeballt, in den alten verschlammten Teich hinein. An dessen Ufer standen gelangweilte Enten, den einen Fuß in ihren Federn und den Kopf unter den Flügeldecken bergend, wenn sie nicht in Verzweiflung über die grausame Langeweile sich plötzlich mit einem Schuß in das schlammige Wasser stürzten, wie lebensüberdrüssige Selbstmörder, und dann ihre langgezogenen Klagetöne mit einer ganz merkwürdigen Energie ausstießen, als jammerten sie, daß einer lebenssatten Ente nicht einmal die Rettung übrig bleibt, sich ertränken zu können. Wie novemberhaft trist das Alles war und wie trübselig

früh es dunkel wurde in den weiten Räumen mit den niederen Decken und den tiefen Fensternischen! Und wie schwarz schauten die Strebepfeiler und Mauern des Münsters herein, in welchem zum Ueberfluß noch ein halb verrückter Magister und Organist stundenlang die Orgel zu den schaurigsten Chorälen abquälte! Gerade in Adelens Wohnzimmer hatte man die Wohlthat dieser musikalischen Genüsse am unmittelbarsten. Und wenn Ferdinand dort in seinen Ruhestunden am Kamine saß, seine Schwester schweigsam mit einer Arbeit beschäftigt neben ihm, dann wurde ihm oft das Herz voll von einer unsäglichen Trauer. Er kam sich vor wie ein Verdammter, der aus einem Leben voll Sonnenglanz und Liebe verstoßen war in das dunkle Strafarbeit-Bagno hyperboräischen Lebens.

Aber nicht lange doch. Er war eine zu starke elastische Natur, um sich lange solchen Anwandlungen hinzugeben. Schon daß Adele diese Wendung seines Schicksals als ein Glück empfand, daß er sah, wie froh es sie machte, wieder ein eigenes Heim zu haben und darin für eine bestimmte Aufgabe zu leben, für einen geliebten Bruder sorgen und für immer in seiner Nähe sein zu können, ließ ihn die eigene Stimmung überwinden. Dann war auch ja, sobald die Last des einzelnen Tages überwunden, stets der Gedanke an Else wieder da, um ihn vergessen zu

lassen, wo er war und was für ein Stück Welt ihn umgab.

Mit diesem Stück Welt hatte er sich längst bekannt machen können, bevor Else aus Italien zurückkehrte. Der Mittelpunkt der Gesellschaft darin war, so lange der Fürst nicht auf Achsenstein, das Haus des Fürsten der Industrie, des Geheimenraths Kronhorst, der als Wittwer mit mehreren Kindern auf seiner großartigen und üppig ausgestatteten Villa lebte und um den, wie um eine Sonne, alle Menschen, alle Verhältnisse und alle Interessen der Gegend sich zu drehen schienen. Es war natürlich, daß der Landrath des Kreises sofort in mannigfache Beziehungen zu ihm gerathen war, wobei Ferdinand, der geistreiche, energische und doch auch in seinen Urtheilen so milde, von jeder Ueberhebung so ferne Mann, nicht wenig imponirt hatte. Und dann hatte Ferdinand seines Vetters Alexander Wittwe, Mathilde v. Melroth mit ihrer Tochter Irene, der glücklichen Erbin des Bankiers Johann Heinrich Schott, hier gefunden. Sie lebte in einer sehr eleganten Wohnung in der Stadt, um in der Nähe ihrer fürstlichen Schwester zu sein, der einzigen nahen Verwandten, die sie auf Erden hatte. Sie empfing Ferdinand und seine Schwester, als diese den ersten Besuch bei ihr machten, in einer Weise, in welcher Ferdinand nichts wieder fand von der einfachen offenen und so harmlos sich gebenden

Weise seiner alten Bekannten Mathilde. Sie war wie innerlich seltsam erregt und gezwungen in ihrem Wesen; ihre Freundschaftsbetheuerungen, der Ausdruck ihrer Freude, ihre Verwandten nun in ihrer Nähe zu sehen, ließ eine eigenthümliche Gedrücktheit nicht verkennen, etwas Aengstliches und Gepeinigtes sogar. Desto unbefangener und herzlicher begrüßte ihre Tochter die ihr noch ganz fremden Verwandten.

„Welche wunderliche Frau,“ urtheilte Adele über sie, „es ist, als ob sie in ihrer Einsamkeit sich der Menschen entwöhnt habe und durch unseren Besuch in die größte Verlegenheit gerathen wäre.“

„Es war wohl der Gedanke an jene uns eigentlich bestimmte und ihr zugefallene Erbschaft, was sie drückte und ihr alle Unbefangenheit nahm,“ versetzte Ferdinand.

„Möglich,“ versetzte Adele ... „und wir werden ihr ja bald zeigen können, wie wenig wir das ihr, die doch nichts dafür kann, übel nehmen oder sie gar beneiden. Und ihre Tochter ist ein reizendes Mädchen, ich fühle, daß ich sie sehr lieb gewinnen werde und hoffe, sie oft zu sehen.“

„Irene ist allerdings sehr hübsch und ein anmuthiges Geschöpf. Welche Freude mein armer Vetter Alexander an solch einer heranblühenden Tochter gehabt hätte!“

Bei dem weiteren Verkehr, der sich nun entspann, verlor sich Mathildens Gezwungenheit mehr und mehr, obwohl sie, wie Adele sehr gut herausfühlte, nie ganz schwand. Mathilde berichtete dabei Ferdinand ihre Lebensereignisse, seit Beide sich aus den Augen verloren hatten. Auch wie Else, die nach dem Tode des alten Herrn v. Melroth stets mit ihr zusammengelebt, in einem Badeort die Bekanntschaft des Fürsten v. Achsenstein gemacht. Wie der Fürst ein leidenschaftlicher Verehrer Elsens geworden und sie mit seinen Aufmerksamkeiten und bald auch Werbungen verfolgt habe. Wie sie ihn anfangs mit kaltem Uebermuth behandelt und dann doch der „Stimme der Vernunft", wie Mathilde sich ausdrückte, Gehör gegeben — Frau Mathilde schien nicht wenig dazu beigetragen zu haben, „der Stimme der Vernunft" einen kräftigen Resonanzboden zu geben; wie Elsens Haupteinwurf, sie sei zu stolz, sich von der fürstlichen Verwandtschaft wie eine Eingedrungene betrachten und behandeln zu lassen, sich durch das Betragen dieser Leute täglich andeuten zu lassen, daß es für eine bloße Freiin v. Melroth eine ganz unverdiente Ehre sei, um ihr einfaches Wappen einen Fürstenmantel schlagen zu dürfen, daß dieser Einwurf Elsens von einer älteren Schwester des Fürsten einer höchst charaktervollen und achtungswürdigen Dame, niedergeschlagen sei, indem sie ihr vorgestellt, wie erwünscht es der ganzen

Familie sei, wenn Fürst Gottlieb, von dem nun einmal als Haupt des fürstlichen Hauses das Wohl und Wehe des Ganzen abhänge, wieder in die Leitung einer klugen und willenskräftigen Frau gerathe und nicht durch ein längeres Junggesellenleben in Excentricitäten verfalle. Die Söhne des Fürsten von seiner ersten Frau, zwei wohlerzogene junge Männer, die im Militärdienst standen, hätten ebenfalls Schritte gethan, um Else über ihr Einverständniß mit der Neigung ihres Vaters beruhigende Andeutungen zu machen, und so hätte Else sich denn darein gefunden, sich das Fürstendiadem in's Haar flechten zu lassen und war nun schon seit fünf Jahren vermählt; dreißig war sie gewesen, als sie dem Fürsten ihre Hand gereicht, aber die Jahre zählten ja nicht bei Else, sie sah noch immer aus so schön und strahlend, als sei sie fünfundzwanzig.

„Kriegsjahre zählen doppelt, die Jahre inneren Gemüthsfriedens nur halb!" sagte Adele scherzend.

Mathilde antwortete auf diese Bemerkung nicht, aber indem sie weiter von Else erzählte, sah man, wie diese und Alles, was sie betraf, ihr Leben ausfüllte und ihre Gedanken beschäftigte, wie ganz beherrschte.

Es fiel Adelen bald auf, daß Mathilde auch in ihrer jetzigen Isolirung, die eine Folge der Abwesenheit

Elsens war, nicht in dem Kreise verkehrte, der das Haus des Geheimenraths Kronhorst zum Mittelpunkt hatte. Sie nannte nie diesen Namen und ging nie auf ein Gespräch ein, welches an ihn anknüpfte; sie hielt auch Irene jenem Kreise fern; und dies war zu auffällig, als daß Adele nicht mit ihrem Bruder darüber gesprochen haben sollte, der doch aus den Aeußerungen des Geheimeraths selbst wußte, wie freundschaftlich dessen Beziehungen zu Else und dem ganzen Hofe auf Achsenstein waren. Ferdinand schien die Sache nicht erheblich genug zu finden, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, und auch ohne das hatte Adele bald darauf eine Lösung des Räthsels gefunden. Man hatte in einer kleinen Gesellschaft von Damen die Menschenfreundlichkeit gehabt, um Adele ein ganzes Meer von Klatsch aufwogen zu lassen und ihr unter Anderem mitzutheilen, daß vor längerer Zeit, als die Majorin Schott zuerst hieher gezogen, der Geheimerath ihr sehr den Hof gemacht und man schon auf eine Verbindung zwischen Beiden gefaßt gewesen, als plötzlich die große Freundschaft sich in eine entschiedene Entfremdung verkehrt habe.

Frau Mathilde Schott trat übrigens auch jetzt der neuangekommenen Verwandten willen nicht aus ihrer Isolirung heraus; dagegen schien sie es gern zu sehen, wenn ihre Tochter Irene möglichst viel mit Adele verkehrte.

Irene hatte bald eine große Zärtlichkeit für die ältere Verwandte gefaßt, eine Zärtlichkeit, die nach und nach so warm und hingebend wurde, daß Adele oft den Gedanken hatte, Irene könne unmöglich sich so vertrauend und rückhaltlos an sie anschließen, wenn sie nicht etwas wie eine wahre Mütterlichkeit bei Mathilden vermisse. Und das wäre doch im höchsten Grade seltsam und ganz unerklärlich gewesen, da Irenens Mutter ja so völlig isolirt in der Welt dastand; wie wäre es möglich gewesen, daß sie nicht in Irene ihr Eins und Alles sah, daß sie nicht völlig in ihrem einzigen Kinde und in dessen Leben aufging! Und doch erhielt Adele immer verstärkter den Eindruck, als ob Mathilde nicht die rechte mütterliche Wärme für ihr Kind habe und als ob Irene die Trockenheit des Herzens in ihrer Mutter auch sehr wohl empfinde, so daß kein rechtes Vertrauen gegen die Mutter in ihr sei. Sie deutete diese Beobachtung auch Ferdinand an und meinte, diese Cousine Mathilde sei vielleicht eine wunderliche, innerlich seelendürre Natur; Ferdinand widersprach ihr dann aber, indem er anführte, wie liebenswürdig, offen, sanft, nachgiebig und gemüthreich sie als junges Mädchen gewesen, wie sie sich von Else stets beherrschen lassen und wie bescheiden sie sich immer gegen ihre glänzendere Schwester in den Schatten gestellt habe.

So vergingen ein paar Monate, als eines Tages drüben auf dem einstigen Sommerschlosse der Fürstäbtissinnen von E., das jetzt mit der ganzen Standesherrschaft dem Fürsten von Landach-Achsenstein zugefallen war, sich die verschlossenen Fensterläden zurückgeschlagen und die langen Reihen der Fenster zum Lüften geöffnet zeigten, und alles da oben in Thätigkeit gerieth. Die Gartenarbeiter harkten das vom Herbst ausgestreute Laub aus den Pfaden des Parkes, Stallknechte führten Pferde aus den Koppeln in die Ställe zurück, über den hohen Essen wirbelte wieder Rauch empor und in der schönen Allee, die das Schloß mit der Stadt verband, wurde es lebendig; Diener, Träger, Wagen und Fourgons wechselten hin und her.

Für die gewerbfleißige Stadt freilich war die Nachricht, der Fürst werde in den nächsten Tagen zurückkehren um seine großen Treibjagden zu halten, kein aufregendes Ereigniß. Desto mehr war sie dies für Ferdinand. Sie traf ihn so schwer auf's Herz, daß er im ersten Augenblick eine Art innerer Empörung über sich selbst, über die dämonische Macht empfand, der er sich unterworfen fühlte, und die er diese Else, diese Fürstin über sich gewinnen lassen, der er besser nie in seinem Leben begegnet wäre! So wenigstens sagte er sich in diesem Augenblicke empörten Stolzes, um bald darauf doch an nichts zu denken, als wie ihre

erste Begegnung sein würde; wie ihr Wesen gegen ihn und das seinige gegen sie sein würde; als ob dies irgend anders sein könnte, als wie es eben in Beider Charakter lag und sich so bestimmt voraussehen ließ; denn keine Eigenschaft ist von einfacherer Bestimmtheit und leichter in ihren Wirkungen zu berechnen, als der Stolz. Und darin gipfelte ja Beider Natur.

Der Stolz half denn auch Beiden auf's Beste über das erste Wiedersehen und die nächsten Berührungen, die folgten, hinaus. Zudem war wenig Gelegenheit, daß Ferdinand die Fürstin allein gesehen hätte. Der Fürst lud ihn zu den großen Treibjagden ein, die nun begannen und mit üppigen Jagddiners endigten, bei denen die Damen nicht sichtbar wurden — diese, das heißt Else, die Gesellschafterin derselben, die Ferdinand von Florenz her kannte, und Irene, die fast täglich auf dem Schlosse verkehrte, tauchten nur zuweilen als Zuschauerinnen bei diesen Jagden auf. Kam Ferdinand sonst zu einem Besuche oder von Geschäftsangelegenheiten, die mit dem Fürsten zu besprechen waren, hergeführt, auf das Schloß, so fand er Else stets in der Gesellschaft Irenens; oft auch verschwand Else und ließ ihn mit Irene allein; oft trug sie ihm auf, Irene in die Stadt zu ihrer Mutter heimzugeleiten; wenn Irene einmal nicht da war, begann sie von dem jungen Mädchen mit ihm zu sprechen; es schien endlich, als

ob zwischen ihr und Ferdinand gar kein anderes Interesse bestehe, als das für Irene! Auf ihre Vergangenheit, auf die gemeinsamen Florentiner Tage vermied sie auf jede Weise zurückzukommen; sie schienen für sie jenseit eines großen Abgrundes zu liegen, der nun einmal hinter ihnen lag, und an den man nicht mehr zu denken brauchte. Der Schwester Ferdinands zeigte Else viel freundliches Entgegenkommen; sie schien sie offenbar in hohem Grade zu achten, doch lag es ja nicht in ihrem Charakter, Jemandem rasch eigentliche Herzenswärme entgegen zu bringen und Ferdinand mußte sich mit dem Glücke, das seine Schwester bei Else machte, deshalb zufrieden geben. Adele sagte von Else gleich in den ersten Tagen, daß diese Frau ihr etwas Sphinxhaftes habe, daß sie entweder eine große Leidenschaft oder ein großes Geheimniß in sich trage, oder Beides zusammen, und daß sie sich in einer seltsamen Weise an Irene attachirt habe; daß sie mit einer für ihren Charakter ganz auffallenden Wärme ihre Nichte liebe; daß etwas Weiches, Zärtliches in ihrer Weise von Irene zu sprechen sei, welches sonst so wenig in ihrer Natur zu liegen scheine. „Es ist," sagte Adele, „als ob sie das Trockene und Harte ihrer Natur selbst empfinde, und in dem frischen kindlichen Gemüthsleben des jungen Mädchens eine Ergänzung ihres Wesens, ein Element, dessen Mangel sie in sich

selber fühle, suche, vielleicht auch sich aus der eigenen Schattenregion ihres Seelenlebens in die sonnige Welt thaufrischer Jugendlichkeit flüchte.“ So viel war gewiß, Else konnte nicht leben, ohne täglich auf Stunden Irene bei sich zu sehen. Mathilde schien sie ihr ohne Widerspruch zu überlassen und blieb meist einsam in ihren vier Wänden; es lag in Mathildens Wesen eine Nachgiebigkeit gegen ihre fürstliche Schwester, die gar keinen Widerstand zu kennen schien, etwas Verzichtendes und Resignirtes, was denn auch darin zu Tage trat, wie sie auf die Gesellschaft ihrer Tochter in den vielen Stunden verzichtete, welche Irene bei Adele zubrachte. Else hatte oft geäußert, daß sie sich freue, wie das junge Mädchen sich an Adele, die nur vom allerheilsamsten Einflusse auf ihre Entwicklung sein könne, attachirt habe; und da es Else recht war, daß Irene so viele Stunden in dem alten Amtsgebäude zubringe, schien die Mutter des jungen Mädchens weiter kein Einspruchsrecht in Anspruch zu nehmen.

Die Tage verrannen und Weihnachten nahte heran, als eines Tages Ferdinand eine dienstliche Mittheilung erhielt, welche ihn angenehm überraschte. Er hatte bei den Oberbehörden darauf gedrungen, daß ihm in seinem von einer großen Arbeiterbevölkerung erfüllten Kreise, in welchem die Anzahl der meist mit schreckenerfüllender Rohheit ausgeführten Verbrechen immer mehr zunahm,

ein besonders befähigter und thätiger Polizeibeamter beigegeben werde, und in Folge dessen war ihm kund gemacht worden, daß man die Dringlichkeit seines Verlangens anerkannt habe und das Nöthige verfügen werde. Heute nun wurde ihm angezeigt, daß der Polizei-Inspektor Thomas Gröbler, bisher in H., für die gleiche Stellung in seinem Kreisort bestimmt sei. Einige Tage nachher erschien denn auch der Ferdinand wohlbekannte Herr Gröbler, um sich dienstlich bei ihm zu melden. Ferdinand drückte ihm seine Genugthuung aus, einen so energischen Mann, der dazu noch sein Heimathgenosse, zur Unterstützung zu bekommen. Herr Gröbler war ebenfalls sehr erfreut und beide Männer begannen ein sehr lebhaftes Gespräch über Leute und Verhältnisse in der guten alten Stadt, welche Gröbler eben verlassen hatte, und die Aufgaben, welche diesen hier zunächst erwarteten, bis Herr Gröbler es mit der Frage unterbrach:

„Um einen Rath möchte ich Sie bitten, Herr v. Schott. Ich werde mich dem Herrn Fürsten wohl anstandshalber vorstellen müssen?“

„Gewiß. Sie sind nicht dienstlich dazu verpflichtet, da, wie Sie wissen, der Fürst alle standesherrlichen Rechte abgetreten hat — doch bleibt es immerhin eine Pflicht der Höflichkeit . . .“

„So meine ich. Würden Sie mir aber rathen, alsdann meine Frau mitzunehmen und . . .“

„Ihre Frau!“ rief Ferdinand verwundert aus. „Sie haben eine Frau, Gröbler? Eine Frau! wahrhaftig, Gröbler, ich wäre nie darauf gekommen, Ihnen eine Frau zuzutrauen. Sie haben mir immer einen so gründlich junggesellenhaften Eindruck gemacht — sind mir stets wie der Hagestolz im Superlativ vorgekommen!“

„Weshalb? Weshalb sollt' ich nicht eine Frau haben? Polizeibeamte sind immer verheirâthet. Sie werden immer finden, daß Dichter und Polizeibeamte verheirathet sind.“

Ferdinand lachte. „Dichter und Polizisten? Behaupten Sie, daß Beide von allen Arten von Leuten das stärkste Liebesbedürfniß haben?“

„So ungefähr, ja. Denn sehen Sie, Beide stehen isolirt in der Welt. Der Dichter hat keinen rechten Anknüpfungspunkt mit den Menschen um ihn herum, und der Polizist ist von ihnen geschieden durch seinen Beruf, der die Menschen kopfscheu vor ihm macht. Beide sind also mit ihrem Gemüth auf ihre Häuslichkeit angewiesen und müssen ihren Familiensumpf haben, in dem sie sich abkühlen können, wenn ihnen von des Tages Arbeit und Sorgen der Kopf heiß geworden ist.“

„Daran mag etwas Wahres sein,“ sagte Ferdinand kopfnickend, „und jedenfalls ist es ein schönes Zeugniß

für die Polizei, daß Sie ihr ein so mächtiges Gemüthsbedürfniß zuschreiben. Und möchten Sie wissen, ob Sie Ihre Frau dem Fürsten vorstellen sollen? ..."

„Nicht das — sondern ob es taktvoll wäre und gut aufgenommen würde — drüben auf der Höhe — wenn sie der Frau Fürstin die Aufwartung machte? Die Durchlaucht, wissen Sie, soll nicht sehr herablassender Natur sein. Meine Frau wenigstens sagt, sie sei als junges Mädchen schon im Begriffe gewesen, ein sehr bedeutendes Talent, andere Menschenkinder neben sich in den Staub herabzudrücken, zu entwickeln."

„Ah, kennt denn Ihre Frau die Fürstin?"

„Freilich. Meine Frau hat früher viel im Melroth'schen Hause verkehrt, sie heißt Therese Holbrecht — Sie werden sich ihrer auch erinnern, Sie kennen sie ja auch!"

„Ah — ganz gewiß erinnere ich mich Fräulein Theresens — wir haben ja einst so manche Stunde zusammen im Melroth'schen Hause zugebracht! Ich werde mich freuen, sie wieder zu sehen und ich denke, die Frau Fürstin hätte ein großes Recht ihr zu zürnen, wenn sie nicht ginge, eine alte Freundin zu begrüßen. Also Fräulein Therese ist Ihre Frau geworden — wer das gedacht hätte! Fräulein Therese Holbrecht!"

„Wer das gedacht hätte, sagt meine Frau auch oft, wenn sie daran denkt, daß ihre alte Bekannte Else

von Melroth eine Fürstin geworden ist — was doch am Ende noch kurioser war, als daß Therese Holbrecht Frau Gröbler geworden ist.“

„Freilich, freilich,“ fiel Ferdinand ein, „glauben Sie nicht, daß ich Sie verletzen will, indem ich es ‚kurios‘ finde.“

„Das wollte ich auch nicht andeuten, Herr v. Schott,“ fuhr Gröbler fort. „Kurios habe ich diese fürstliche Heirath nur genannt, weil meine Frau mir allerhand merkwürdige Dinge von den früheren Beziehungen der jetzigen Frau Fürstin mit einem ganz rabiaten Demagogen erzählt hat, den ich einmal im Begriffe war, einzufangen — es war das in den Manteuffel'schen Zeiten, wissen Sie, damals als in Ihres Vetters Haus eingebrochen war — ich erfuhr bei der Gelegenheit — aber Sie müssen sich dessen noch selbst entsinnen, Sie waren zugegen als . . .“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte lebhaft und bei der Erinnerung an jene für ihn so schmerzlich bewegten Tage leicht erblassend, Ferdinand — „und was erfuhr Ihre Frau davon — war sie Fräulein Else v. Melroth's Vertraute in dieser Angelegenheit, von der doch sonst Niemand erfahren hat, so viel ich weiß?“

„Aber Sie scheinen doch davon erfahren zu haben, Herr v. Schott.“

„Ich — nun ja, sehr zufällig bin ich darin eingeweiht.“

„Ich kann also offen mit Ihnen über die Sache reden, wenn Sie ohnehin davon wissen?"

„Ich bitte Sie darum, Gröbler — es kann ja unter uns als Dienstgeheimniß betrachtet werden. Also Ihre Frau . . .?"

Herr Gröbler nickte.

„Betrachten wir es als Dienstgeheimniß," sagte er. „Meine Frau war zwar nicht die Vertraute von Fräulein Else v. Melroth, aber die Vertraute eines Mannes, den Sie damals auch sehr gut kannten und mit dem Sie im Melroth'schen Hause verkehrten, des Försters Emil Dransfeld."

„Emil Dransfeld . . . gewiß, gewiß kannt' ich ihn . . . und er stand Fräulein Else v. Melroth, unserer Frau Fürstin, damals näher als einer von uns anderen — wie geht es ihm, wo ist er, der gute Mensch?"

„Wie es ihm geht — Gott weiß es; wahrscheinlich sehr schlecht; er hat in einer sehr öden Gegend eine sehr kärgliche Stellung, solch einen Hungerposten, wissen Sie, auf dem der Mensch unausbleiblich dem chemischen Prozesse verfällt, worin er sich in einer krankhaften Entwickelung von allen Arten von Säuren aufzehrt."

„Der Aermste! — Er war der Vertraute der Fürstin, das weiß ich — und der Vertraute von Fräulein Therese, von Ihrer jetzigen Frau also auch?"

„So ist es. Sie waren entfernt verwandt — Ihre Väter waren so etwas wie Vettern gewesen — und obwohl sie sich früher ziemlich fern gestanden, hat doch Dransfeld später, als er Förster in Vellinghausen — so heißt sein Schutzbezirk — geworden, meiner Frau eine große Anhänglichkeit gezeigt; er hat es da in seiner Einsamkeit schwer ausgehalten und es hat ihn von Zeit zu Zeit unter Menschen in seinen Heimathort getrieben, und doch hat er in seinem Heimathort, als die Melroths auch von da fortgezogen waren, wenig Näherstehende mehr gehabt; und so hat er denn die Cousine aufgesucht und ganze lange Abende dagesessen und ihr sein Leid geklagt und von früheren besseren Tagen mit ihr geredet. Natürlich ist dann auch von dem Fräulein Else viel die Rede gewesen, und Herr Dransfeld hat meiner Frau anvertraut, daß Else v. Melroth — sie hat dazumal bei ihrer Schwester, der Majorin Schott, gelebt, zu der sie gleich nach des alten Herrn v. Melroth Tode gezogen ist — daß Fräulein Else mit Philipp Bonsart in Verbindung stehe — aber nicht direkt — seltsamer Weise nicht direkt, sondern mit dem wunderlichen Umweg über Vellinghausen — Beide schrieben von Zeit zu Zeit an Emil Dransfeld, der die erhaltenen Briefe dann gegenseitig weiter befördere — oder nicht eigentlich die Briefe selbst, sondern den Inhalt nur gegenseitig mittheile — denn eigentlich ständen

Beide auf dem Kriegsfuße mit einander, und es seien nur besondere Gründe, besondere gemeinschaftliche Interessen da, welche sie Beide an einander bänden."

„Das lautet seltsam," sagte Ferdinand. „Sie ständen Beide noch in Verbindung, und dennoch auf dem Kriegsfuße?"

Gröbler nickte. „Es geht das ja wohl öfter so, daß solch ein paar kriegführende Parteien dennoch nicht von einander lassen können und das Bedürfniß haben, Fühlung mit einander zu behalten . . ."

„Und was erzählte Dransfeld von den besonderen Gründen, den gemeinschaftlichen Interessen, die Beide an einander bänden?"

Gröbler zuckte mit den Achseln.

„Das ist mir nicht recht klar geworden und meiner Frau aus den Reden Dransfeld's auch nicht; er hat darüber nicht recht mit der Sprache heraus wollen."

„Wird es Ihnen klarer," sagte Ferdinand, „wenn ich diese Thatsachen mit denen, welche ich erfuhr, ergänze? Damals, als Sie von der Anwesenheit Philipp Bonsart's unterrichtet wurden und sich aufmachten, die Hand auf diesen Mann zu legen, damals war er nach Europa heimgekehrt, um sich in aller Stille in Asthof mit Fräulein Else v. Melroth trauen zu lassen und sie als sein Weib mit sich hinüberzunehmen in seine neue Heimath jenseit des Weltmeeres . . ."

„So, so — deshalb!“ fiel hier Gröbler ein, ohne jedoch ein großes Erstaunen über diesen Umstand an den Tag zu legen.

„Deshalb; und wenn nichts daraus wurde, dann waren Sie schuld, Gröbler, oder, wenn Sie wollen, ich war's.“

„Sie, Herr v. Schott?“ fragte jetzt Herr Gröbler, offenbar mehr überrascht.

„Ich. Mich überkam das Mitleid mit Fräulein Else. Bei meinem Vetter, dem Bankier, hatte ich gesehen, wie der böse Polizeigeist mit seiner harpienartigen Begier, den armen Hochverräther einzufangen, Ihnen aus allen Poren dampfte; das Schicksal des armen Mädchens, wenn ihr Geliebter Ihnen verfallen und dann unausbleiblich verloren sei, rührte mich — darum ging ich zu Dransfeld, der schon damals ihr Vertrauter und von Fräulein Else in Alles eingeweiht war, um ihm zu sagen, welche dunkle Wolke über den beiden jungen Häuptern stehe und ihn aufzufordern, Philipp zu warnen — Else konnte nicht mehr gewarnt werden, denn sie war schon abgereist nach Asthof. Dransfeld machte sich auch sofort auf den Weg in Sturm und Regen, der gute Mensch, und er kam, denk' ich, früh genug, Philipp Bonfart aus dem Arm der Liebe aufzuscheuchen und ihm klar zu machen, daß er sofort auf und davongehen und sich retten müsse. So hingen die Dinge zusammen, Herr Gröbler, und

so geschah's, daß Sie um Ihren Fang kamen. Was aber aus Philipp Bonsart's und Fräulein Elsens Trauung wurde — das weiß ich nicht!"

„So, so, so —" sagte Herr Gröbler gedehnt — „daß Sie die Hände dabei im Spiele hatten, ist mir neu, Herr v. Schott — ich danke Ihnen nachträglich aufrichtig dafür."

„Sie danken mir dafür im Ernst?"

„Ja, im Ernst. Denn, sehen Sie, in der Hitze des Gefechts schlägt man seinen Gegner todt; später ist's Einem doch unheimlich, daß er just ganz mausetodt ist. Wenn ich auch nicht gerade sentimenmtaler Natur bin, was mir auch meine Carrière verderben würde, so hat man doch seine sympathischen Gefühle für arme Teufel, die man auf viele Jahre hinter Schloß und Riegel gebracht hat, obwohl sie draußen weder die nächtliche Ruhe stören noch die Häuser in Brand stecken, noch die Landstraßen unsicher machen würden; Leute, wie dieser Philipp Bonsart, der eigentlich ein tüchtiger und nobler Mensch gewesen sein soll. Also Sie, Sie haben ihm damals die doppelte Freiheit gerettet: die von der Polizei und den Ketten der Ehe? Denn aus der Trauung ist doch nichts geworden?"

„Aus der Trauung? Schwerlich! Fräulein Else v. Melroth hätte nicht Fürstin v. Achsenstein werden können, wenn etwas daraus geworden wäre!"

Herr Gröbler strich nachdenklich sein dunkles, jetzt mit Grau melirtes Haar hinter das Ohr zurück.

„Die Sache ist fraglich," sagte er dann wie zerstreut.

„Fraglich? Dann müßte Philipp gestorben sein."

„Das ist er keineswegs. Nach dem, was ich darüber gehört habe, soll er wohlauf sein."

„Ah — und Sie glauben . . ."

„Ich glaube, daß die Sache fraglich sei. Denn sehen Sie, als ich damals nach Asthof kam, mit einigen mir assistirenden Leuten, fand ich den Vogel freilich ausgeflogen. Und ich konnte ihn auch nicht mehr erreichen, denn die Welt war damals nicht so wohl eingerichtet wie heute, und Telegraphendrähte waren weder über Asthof noch über H. gespannt. Aber ich erfuhr, daß er bereits seit mehreren Tagen sich in Asthof aufgehalten und daß seit zwei oder drei Tagen im Wirthshause des Orts eine junge Dame gewohnt, zu der er oft gegangen — nun meine ich, wenn dies Fräulein Else v. Melroth gewesen, mit der er sich heimlich trauen lassen wollte, so war in den drei Tagen Zeit genug dazu . . . Das ist so meine Meinung, der auch meine Frau nicht widerspricht; sie ist im Gegentheil ebenfalls versucht, es zu glauben nach den Aeußerungen Dransfeld's, der ihr genug verrathen hat, daß noch irgend ein Band zwischen Beiden existiren müsse, ob-

wohl er nie darüber mit der Sprache hat offen herausgehen wollen."

Ferdinand sah Herrn Gröbler mit weit aufgerissenen Augen an.

„Ah" — rief er aus — „das sind tolle Gedanken von Ihnen, Herr Gröbler. Die Dame, von der wir reden, kann nicht mit Philipp Bonsart getraut sein, denn Philipp Bonsart, wie Sie sagen, lebt noch, und sie ist mit dem Fürsten Achsenstein vermählt . . ."

„Der Schluß ist logisch," sagte Herr Gröbler, „sehr logisch!"

„Und genügt er Ihnen doch nicht?"

„Ich denke, er kann uns Beiden, die wir weiter kein Interesse an der Sache haben, vollkommen genügen. Wir haben Beide sympathische Gefühle für unsere Nebenmenschen, Herr v. Schott, besonders wenn es so schöne Damen von fürstlichem Range sind, denen man am Ende doch absolut nichts beweisen kann. Wollten wir uns gründlicher unterrichten, so würden wir zunächst nur dem armen Förster von Bellinghausen Ungelegenheiten machen, der der Einzige ist, der vielleicht auf den Grund der Sache sieht."

„Wenn sie getraut wären," sagte Ferdinand nach einer Pause halblaut und mit einem Tone, als ob es ihm widerstrebe, diese Worte auch nur auszusprechen — „dann wäre sie ihm damals sicherlich auch gefolgt."

„Wahrscheinlich," versetzte Herr Gröbler. „Obwohl es möglich ist, daß sie zurückblieb, um seine Flucht nicht zu erschweren, und ihm nachfolgen sollte; und daß sie später, als er fort war, als sie Zeit und Ruhe hatte, sich die Sache zu überlegen, davor zurückschreckte, sich allein aufzumachen, um ihm in sein Abenteuererleben über's Weltmeer zu folgen. Ich könnte mir das von solch einem jungen Mädchen wohl vorstellen; Sie nicht auch, Herr v. Schott?"

Ferdinand schwieg gedankenvoll. Dann schüttelte er den Kopf.

„Es ist Unsinn. Lassen wir's fallen, Herr Gröbler. Meine Schwester wird sich freuen, wenn Sie uns Ihre Frau bringen, so wie ich, wenn ich eine so gute alte Bekannte wieder sehe. Empfehlen Sie mich ihr unterdessen. Und besuchen Sie uns bald, recht bald!"

Ferdinand deutete Herrn Gröbler damit an, daß er allein zu sein wünsche und Herr Gröbler ging. Es war gut, daß er ging, denn Ferdinand hätte ihm nicht länger die tiefe innere Aufregung verbergen können, worein das Alles ihn versetzte. Denn schon waren die Tropfen perlenden Schweißes ihm auf die Stirne getreten. Schon wurde es ihm furchtbar schwer, seiner Stimme den Ton der kühlen Gleichgiltigkeit zu erhalten, in dem er doch vor Herrn Gröbler die Sache behandeln mußte. In der That, es war ein zu ungeheuerlicher,

zu sehr ihn aus allen Geleisen werfender Gedanke, den dieser Polizeimensch mit seinem diabolischen Argwohn ihm in die Seele gedrückt, wie einen breiten Dolch in's Herz gestoßen ...! Ferdinand schöpfte jetzt, als Gröbler gegangen, so tief Athem, als müsse er eine ganz unerhörte Quantität Luft in sich fühlen, um über der Sache nur wieder zu sich selbst zu kommen — er lief dann hastig einige Schritte der Länge nach durch's Zimmer, um dann einige ebenso hastig in die Quere zu laufen und dabei sagte er sich in einem fort:

„Nein, nein, nein, das ist zu toll, zu toll, zu aberwitzig verrückt — es ist infam, so was zu denken!"

Endlich blieb er mitten im Zimmer stehen, umspannte seine Oberarme mit den Händen und zu Boden starrend sagte er ruhigen Tones:

„Aber es ist einmal gedacht — und gesagt! Was dieser Gröbler mir nur angedeutet hat, wird er seiner Frau längst geradezu ausgesprochen haben. Und Gröbler hat einen bestimmten, nicht wegzuredenden Verdachtsgrund: dies seltsame fortgesetzte, durch Emil Dransfeld vermittelte Einvernehmen Beider, das doch zwischen der Fürstin und dem Abenteurer da drüben auf der anderen Weltseite nicht fortgesetzt würde, wenn nicht etwas Bindendes, etwas, das unter allen Umständen und Verhältnissen seine verbindende Macht behält, da wäre. Hat sie ihn zu unterstützen? Nein — denn es soll ihm

ja immer sehr gut gegangen sein drüben. Das also ist es nicht! Was ist es denn?"

Ferdinand war zu bewegt von der ganzen Sache, als daß er über sich vermocht hätte, auch nur mit seiner Schwester davon zu reden. Um sich nicht geradeaus zu gestehen, daß er nicht die ruhige Gelassenheit habe, um mit Adele darüber kühl und vernünftig reden zu können, schützte er sich selber vor, daß er es ja auch mit Gröbler als Dienstgeheimniß betrachtet und behandelt habe. —

Er mußte am anderen Tage nach Achsenstein hinaus, er hatte mit dem ersten Rentbeamten des Fürsten Recesse über kürzlich vorgenommene Grenzberichtigungen zwischen fürstlichen Domänial- und Fiskuswaldungen zu entwerfen. Als er oben war und im besten Verhandeln mit dem Domänenrath, erschien der Fürst selbst, um, wie er sagte, die Herren zu unterstützen und „Coulanz" in die Sache zu bringen, und nachdem er eine halbe Stunde lang durch seine Einmengung Alles bereits glücklich Geordnete und Abgemachte wieder in Konfusion gebracht, ging er, nachdem er Ferdinand gesagt, daß er den Auftrag von der Fürstin habe, ihn zur Theestunde zu ihrer Unterhaltung „zu requiriren", wie er sich scherzhaft ausdrückte. Eine so direkt von ihr ausgehende Einladung hatte Ferdinand von Elsen seit Florenz nicht mehr erhalten. Er sagte zu und

bangte doch vor dem Augenblick, wo er mit seinen Gedanken, mit dem gährenden, grollenden Wirrwarr in seiner Seele, vor sie hintreten und ihr in's Auge sehen würde. —

Als er zu ihr hinaufkam, fand er sie im Salon am Fenster sitzen, ein illustrirtes Journal in der Hand — der Fürst ihr gegenüber mühte sich mit einer Vorrichtung seinen Scharfsinn zu üben ab, wobei die Hofdame Elsens ihn mit ihrem Rath unterstützte; es handelte sich um ein aus einem paar Drahtstänglein bestehendes Ding, auf das eine Anzahl an einander hängender Ringe geschoben und geordnet werden mußte — die Aufgabe erforderte eine schlaue Intelligenz, auf deren Höhe bald der Fürst, bald die junge Dame triumphirend sich angekommen wähnten, um gleich darauf einzusehen, daß sie zu früh frohlockt und daß die boshaft verschlungenen Ringe wieder in das alte Durcheinander gerathen waren. — Else winkte Ferdinand zu sich und ließ ihn neben sich Platz nehmen. Sie fragte mit, wie es schien, sehr aufrichtiger Theilnahme nach Adele — Ferdinand gab Auskunft und während seine Augen mit einem gewissen unstäten und scheuen Blick auf ihren Zügen lagen, sagte er ihr, daß eine Dame aus der gemeinsamen Heimath nach E. gekommen, ihre alte Bekannte Therese Holbrecht — als Frau Gröbler.

Else nahm die Nachricht sehr freundlich auf. Sie werde sich herzlich freuen, sie wieder zu sehen, antwortete sie, vorausgesetzt, daß sie nicht gerade mit zu vielen Ansprüchen auf intime Freundschaft und zu großen Voraussetzungen von gegenseitigem Verkehr gekommen sei, den ihre gar zu verschiedenen Lebensstellungen doch jetzt unmöglich machten. Ferdinand betheuerte, daß Herrn Gröbler's Bescheidenheit zu hoch fliegende Erwartungen seiner Frau, wenn diese da gewesen, bereits hinlänglich gedämpft haben würde; Herr Gröbler habe bei ihm angefragt, ob er es überhaupt passend fände, daß seine Frau sich, auf die alte Bekanntschaft fußend, hier oben präsentire, und er, Ferdinand, habe ihn dazu aufgefordert — worauf Else versicherte, daß sie Frau Therese sehr herzlich aufnehmen würde. —

Der Bediente unterbrach sie, indem er der Fürstin den Thee präsentirte, den die Hofdame eben in der Ecke des Salons bereitet und eingeschenkt hatte, während der Fürst am anderen Fenster noch immer mit seinen verhexten Ringen klapperte und klirrte.

„Es wird Sie auch freuen, durch Frau Gröbler von einem anderen Jugendbekannten zu vernehmen, der durch seine Gutherzigkeit,“ fuhr Ferdinand fort, „damals uns Allen eine große Theilnahme einflößte; Sie wissen, wen ich meine.“

„Sie meinen Emil Dransfeld!“ sagte Else, indem sie die Lider aufschlug und mit einem vollen Blick Ferdinand ansah; ob ihr Teint um eine leise Nüance bleicher wurde bei diesem Namen, darüber war Ferdinand nicht so sicher, als daß in ihrem Blicke etwas wie eine Frage lag.

„Es ist nicht viel Gutes, was Frau Therese Ihnen von dem armen Menschen zu berichten haben wird,“ fuhr Ferdinand fort. „Er ist auf einen ganz subalternen Posten in eine menschenleere und öde Gegend gesandt — Sie wissen, seine Verwandten hatten ihn ganz gegen seine Neigung und seine innerste Natur, die ihn zur Musik drängte, gezwungen, die Forstcarrière zu ergreifen.“

„Ich weiß,“ nickte Else; „er konnte die Examen nicht machen und so wurde er gezwungen, unter sehr ärmlichen Bedingungen ein Unterkommen zu suchen.“

„Und das,“ fuhr Ferdinand fort, „hat ihn anfangs wenigstens sehr unglücklich gemacht, er hat es oft in seiner Einsamkeit nicht mehr aushalten können und ist dann zu seiner alten Bekannten, Fräulein Holbrecht, der Einzigen, die noch aus dem früheren Freundeskreise in H. übrig gewesen, gekommen, um ihr sein Leid zu klagen und seine Lage anzuvertrauen; sie sind sehr vertraute Freunde geworden . . .“

Else schlug hier wieder mit demselben fragenden

Ausdruck ihr Auge zu Ferdinand auf; dieser bemerkte, daß die Hand, worin sie die Tasse hielt, leise erzitterte, so daß der Löffel darin klirrte; wie um es zu verbergen, reichte sie ihm rasch die Tasse zum Wegsetzen und während er sich erhob, um es zu thun, sagte sie mit einer gewissen ironischen Härte im Ton:

„Und diese Verlassenheit Emil Dransfeld's rührt Sie so unendlich, Herr v. Schott?"

„Nun, allerdings, aber woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Tone, worin Sie davon reden! Ihre Stimme klingt ja, als ob Sie ganz erschüttert davon wären! Nun ja, ich bedauere den guten Menschen auch, obwohl ich hörte, daß er sich verheirathet habe, was ihm doch das Forstleben erträglicher gemacht haben wird. Und wenn sich, wie Sie sagen, eine so vertraute Freundschaft zwischen ihm und Frau Therese gebildet hat, so wäre diese ja der beste Kanal, durch welchen man ihm einige Hilfe zufließen lassen könnte, falls er sie wünschen sollte! Ich will mit ihr darüber reden, lassen Sie sie doch recht bald mich besuchen. — Aber Gottlieb, ich bitte Dich," wandte sie sich mit gereizter Stimme an den Fürsten, „bist Du denn noch nicht zu Ende mit Deinen Ringen, das Klirren und Rasseln damit und Deine wunderbare Geduld bei solch einer grenzenlos unnützen Arbeit machen mich ganz nervös, es ist ja gar nicht auszuhalten!"

„Nun, nun, meine erlauchte Gattin," versetzte der Fürst offenbar mit einer gewissen Betroffenheit über die Heftigkeit dieses Ausfalls, „Du weißt, wenn ich mir einmal etwas vorgenommen habe, so bringe ich es auch zu Ende, unnütz oder nicht; und wenn ich Dich damit in Deiner Unterhaltung mit Herrn v. Schott störe, so will ich Dir gern mit meinen Ringen das Feld räumen. Kommen Sie, Fräulein Eugenie," fuhr er, sich erhebend, fort, „bringen Sie mir meinen Thee in das Kabinet dort, wir wollen da unsere Arbeit fortsetzen! Ich muß es herausbringen und wenn es Nacht darüber werden sollte!"

Der Fürst ging mit heftigem Schritt in das Nebenkabinet und Eugenie, die Hofdame, folgte ihm dahin, ihm seine Tasse Thee nachtragend. Else winkte Ferdinand, der, als der Fürst sich erhob, aufgestanden war, sich wieder zu setzen und nun sagte sie zu ihm:

„Ich wollte etwas mit Ihnen besprechen, Herr v. Schott. Ich wollte Ihren Rath in einer Sache, die mir am Herzen liegt. Es betrifft Irene ..."

Ferdinand war durch die Beobachtung, die er eben gemacht zu haben glaubte, durch den Eindruck, den seine Erwähnung Emils und seiner Vertrautheit mit Frau Therese auf Else hervorgebracht, und der sich so gereizt an dem unglücklichen Fürsten Gottlieb ausgelassen, zu sehr beschäftigt und erregt, als daß er auf das,

was sie sagte, recht gehorcht hätte. Doch erwartete Else auch wohl keine Antwort.

„Irene," fuhr sie fort, „hat sich ganz auffallend an Ihr Haus gewöhnt; wenn sie zu mir kommt und ich mich erkundige, wo sie war, so heißt es stets: bei Adele Schott. Sie muß sich sehr wohl fühlen bei Ihnen, und das freut mich, freut mich sehr. Wie denken Sie über sie, wie gefällt sie Ihnen?"

„Fräulein Irene? Wir sind Beide, meine Schwester wie ich, entzückt über ihr offenes Gemüth, ihre Liebenswürdigkeit, das Frische, Klare, durchaus Natürliche in ihrem Wesen, das sie vor so vielen jungen Mädchen auszeichnet — es ist kein böser Tropfen Bluts in ihr, sie ist eine Natur wie Gold so rein."

„Das ist ein enthusiastisches Lob," versetzte Else, „aber ich glaube in der That, daß sie es verdient. Und daß sie Ihnen so gefällt, beweist einmal wieder den alten Satz, daß derartige sympathische Gefühle stets gegenseitig sind. Sie schwärmt auch für Sie, Herr v. Schott —"

„Für mich, ah, ich wüßte nicht, womit ich das um sie verdiente!"

„Und doch ist es der Fall, aber Sie sagen mir nicht, ob auch ihr Aeußeres Sie anzieht . . ."

„Ihr Aeußeres? Ich denke, es wäre unnütz, es zu sagen. Fräulein Irene ist ein so schönes Geschöpf!"

„Nun, wenn Sie das finden, so will ich weiter reden. Wie eine alte Freundin, Herr v. Schott, die zugleich die Vermittlerin für ihre Schwester machen muß; denn meine Schwester kann das erste Wort in einer solchen Angelegenheit nicht so unbefangen sprechen, wie ich es kann. Um so wenig Umschweife zu machen wie möglich, sage ich Ihnen nur, daß Sie es begreifen werden, wie drückend meiner Schwester der Gedanke ist, daß ein großes Vermögen, auf welches Sie sich feste Rechnung machen durften, auf sie, auf Mathilde, oder besser auf Irene übergegangen ist."

„Lassen Sie uns davon nicht wieder beginnen, Frau Fürstin," fiel Ferdinand ein wenig hart ihr in's Wort; „meine etwaigen früheren chimärischen Hoffnungen können Ihre Frau Schwester nicht im ruhigen Gefühle ihres vollen klaren Rechtes stören."

„Und doch ist das der Fall und ich meine auch, es ist das sehr natürlich. Nun ist aber auch ein zweiter Gedanke sehr natürlich — ein Gedanke, den meine Schwester von Anfang an gehegt hat und den ich nur billigen kann und weil ich ihn billige, weil ich seine Ausführung in hohem Grade wünschenswerth finde, nun auch vor Ihnen aussprechen will. Es handelt sich darum, für Sie den Nachtheil auszugleichen, den der unglückliche Zufall, daß Ihr Vetter, der Bankier, ohne Testament so plötzlich aus der Welt gerufen wurde,

für Sie hatte; und dies wäre ja leicht bewerkstelligt durch eine Verbindung, welche nur allen Parteien glück- und heilbringend sein könnte."

Ferdinand sah sie, während sie so sprach — eigenthümlich hastig, gepreßt und doch auch wieder heftig — mit weitaufgerissenen Augen an.

„Ah," sagte er nur mit dem Tone des äußersten Erstaunens, „Sie wollen nicht andeuten . . ."

„Was ich andeuten will, kann Ihnen nicht entgehen — ich sagte Ihnen, welch' günstigen Eindruck Sie auf Irene gemacht haben, und ihn noch zu unterstützen lassen Sie meine Sorge sein."

„Nein, nein, nein — das kann nicht Ihr Ernst sein, Fürstin!" rief Ferdinand aufspringend aus.

„Nicht mein Ernst? Und weshalb sollte es mir das nicht sein? Es ist mein heiliger Ernst und mein größter, mein lebhaftester Wunsch, den ich, das kann ich Sie versichern, hinreichend lange und gründlich bei mir erwogen habe! Und weshalb soll ich ihn nicht aussprechen? Freilich, ich hätte diplomatischer zu Werke gehen können, ich hätte mich an Ihre Schwester Adele wenden können, aber ich habe immer gefunden, daß Offenheit die beste Politik ist! — Sie kommen, scheint es, noch immer nicht von Ihrem ersten Erstaunen zurück. Weshalb? Das Einzige, was Sie mir einwerfen können, ist, daß Sie ziemlich viel älter sind als Irene,

aber was thut das? Irene, das haben Sie selbst beurtheilen können, hat eine sehr ernste Charakterrichtung und wird nicht von Ihnen verlangen, daß Sie mit ihr Reifen schlagen oder Blindekuh spielen. Sie ist geistig genug entwickelt, um mit einem Manne, der 40 Jahre zählt, sich vollständig glücklich zu fühlen."

Ferdinand war aufgestanden und hatte seinen Hut gesucht. Er stand jetzt schweigend, seine Augen unstät durch den Salon schweifen lassend. Es war neben dem Gefühl der tödtlichen Beleidigung, das er in sich empfand, ein Gefühl der Hilflosigkeit in ihm, wie er dieses Beleidigtsein aussprechen solle, das er mit maßlosem Zorn hätte kund geben mögen, während sein tief empörter Stolz ihm den Mund verschloß und ihn völlig stumm machte.

„Nun?" fragte Else, fast auffahrend. „Ihre Antwort auf solch' eine Eröffnung, welche Ihnen meine ganze Freundschaft für Sie zeigt, ist, daß Sie fortlaufen wollen?"

„Ich glaube in der That, Fürstin," versetzte er mit bleicher Lippe, „daß ich am besten thue, schweigend zu gehen. Wenn ich Ihnen in's Gesicht sagte, wie Sie mich gekränkt haben, so würde ich nicht hindern können, daß meine Worte die ganze Schwere erhielten, die Sie Ihrer Beleidigung gegeben haben ... und dann — nun ja, dann würde das Ende ja nur

sein, daß Sie mich einen hirnlosen dummen Menschen nennten, der zornig wird, wenn man ihm die beste Absicht zeigt, sein Glück zu machen."

„Nun, wahrhaftig," sagte Else, dunkelroth werdend, „ich bin fast versucht, Sie so zu nenen."

„Sehen Sie," fiel Ferdinand, sich kaum noch beherrschend, ein, „o, die Frauen sind unvergleichlich, bewundernswürdig darin, wie sie mit dem Tugendbewußtsein eines Engels überlegen lächelnd dastehen und auf uns Thoren herabsehen können, wenn sie uns eben auf's herzloseste behandelt und zur Verzweiflung gebracht haben."

„Herr v. Schott!" rief Else zitternd vor Zorn aus, „mäßigen Sie sich, mäßigen Sie sich oder . . ."

Sie wandte sich heftig von ihm, und ohne ihren Satz zu beenden, begann sie rasch eine Minute lang auf und ab zu gehen.

„Ich sagte ja, es sei das Beste, daß ich ginge," sprach Ferdinand, unterdeß seine Stimme dämpfend; „Sie haben mich gehalten und zum Reden gebracht."

„Bleiben Sie, bleiben Sie, ich will's," antwortete Else, sich zur Ruhe zwingend und durch ein kurzes Aufathmen andeutend, daß Sie ihre völlige Selbstbeherrschung wieder gewonnen. „Lassen Sie mich wie Ihre wahre Freundin zu Ihnen sprechen. Was Sie mir von der schweren Beleidigung sagen, die ich Ihnen

zugefügt haben soll, das ist in der That Unsinn und Ihr Zorn darüber ein forcirter, zum Theil wenigstens ..."

„Forcirt?" rief Ferdinand mit staunender Entrüstung und wie vom Bisse einer Schlange aufzuckend aus.

„Nun ja; ich habe Ihnen deutlich gezeigt, daß ich gewisse Dinge, die Sie mir in Florenz zu sagen so kühn waren, völlig vergessen habe, wie sie vergessen zu werden verdienten. Nun glauben Sie mir durch Ihren Zorn jene Erklärungen nachträglich bestätigen, mir den Ernst Ihrer Gefühle von damals zeigen zu müssen, und thun entrüstet, weil ich mir die Freiheit nehme, nicht den geringsten Respekt davor zu haben. Zum Theil freilich mögen Sie im Ernst diesen Zorn fühlen, weil es Ihre Eitelkeit kränkt, zu sehen, daß Ihre Erklärungen damals so wenig Eindruck auf mich gemacht haben."

Ferdinand stand ganz starr. Den Zorn über seine tiefe innere Kränkung, die schwere Wunde, die er in seinem Herzen fühlte, als etwas Forcirtes behandelt zu sehen, das war zu viel, es war eine jener Frauentücken, die ein Mann öfter erfahren haben muß, um nicht darüber außer sich zu gerathen.

„Aber ich bitte Sie," fuhr Else fort, „lassen wir doch alle Thorheiten, allen Unsinn von ehemals hinter uns; wir sind ein Paar reife, vernünftige Menschen,

als solche lassen Sie uns mit einander reden! Denken Sie dabei meinethalb so schlecht von mir, wie Sie wollen; nehmen Sie an, daß es nur meine Herrschsucht ist, die einen Plan, den sie einmal gefaßt hat, auch durchsetzen will; rechnen Sie hinzu, daß die Theilnahme und Sorge für Irene mich treibt — das junge Mädchen wird hier auf Achsenstein, wo sie verhätschelt und an Lebensformen gewöhnt wird, für die sie doch nicht geboren ist, verdorben; meine Schwester und ich müssen an ihre Zukunft denken, und Sie, nun wahrhaftig, es ist doch gar nicht möglich, daß Sie mit der Hand eines so liebenswürdigen, schönen, reichen Geschöpfes ein Glück ausschlagen, das —"

„Reden Sie nicht weiter, Fürstin," sagte Ferdinand ihr nun mit dem bestimmtesten Tone, aber mit einer Stimme, deren Zittern verrieth, wie schwer ihm seine Selbstbeherrschung ward, „reden Sie nicht weiter. Es ist unnütz. Darf ich gehen?"

Else sah ihn mit tief gerunzelten Brauen an. Ihre eben noch hochroth flammenden Züge waren bleich geworden. Es lag etwas von Schmerz und verzweiflungsvollem Ringen mit sich in diesen Zügen. Einige Augenblicke blieb sie stumm. Dann antwortete sie, sich plötzlich abwendend:

„So gehen Sie denn, gehen Sie in Gottes Namen, und möge Ihre Thorheit Sie niemals gereuen!"

Er antwortete keine Silbe. Er verbeugte sich stolz und ging.

Er ahnte wenig, mit welch eigenthümlich veränderten Zügen Else ihm nachblickte; wie aller Zorn daraus verflogen war; welch tiefer stolzer Ernst, wie der Ausdruck einer großen und idealen Genugthuung, eines tröstenden und aufrichtenden Gedankens, in diese sich wieder leise röthenden Züge trat! Und wie sie dazu dann Worte flüsterte, die wieder mit der befriedigten und etwas Siegreiches verkündenden Miene nicht übereinstimmten; denn sie enthielten etwas Klagendes, das Schicksal Anschuldigendes, Verzweifelndes.

„Alles umsonst!" flüsterte sie halblaut vor sich hin — „Alles! Und wenn ich auch das Schwerste, das Ungeheuerste thue, wenn ich eiserne Ketten um mein eigenes Herz schlage und mein eigenes innerstes Fühlen auf den Opferplatz schleppe, wenn ich mehr thue, als über eines Menschen Kraft geht — es hilft nichts — ich werde diese Last, die innere Entehrung nicht los! Wie groß und edel er die Versuchung zurückwies! Und doch, ich hätte, wenn ich Blitze zu versenden gehabt, ihn niedergeschmettert aus Zorn und Verzweiflung über mich selber!

Fünftes Kapitel.

Ein Verdacht.

Ferdinand schritt in den Abend, der draußen dunkelte, hinaus, ohne daran zu denken, in seine Wohnung zurückzukehren. Er wanderte, um des inneren Sturmes Herr zu werden, auf einer der langen Pappel-besäumten Landstraßen, die am Flusse entlang durch das Thal laufen, in Nacht und Dunkel hinein, dem scharf und kalt ihn umwehenden Abendwinde entgegen. Wie auch Else sein Gefühl für sie ausgelegt haben mochte, es war ein leidenschaftliches Gefühl, und das hatte er selbst nie mehr, nie schmerzlicher empfunden als in dieser Stunde. Die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatte durch einen Schritt, der ihm so offen, so entsetzlich kaltblütig sagte, daß sie nichts als verachtungsvollen Unglauben habe für Alles, was er ihr von seinem ausschließlichen Gefühle für sie gesagt, diese Beleidigung

glaubte er nicht verwinden zu können. Eine Erwiederung seiner Liebe hatte er von ihr nicht verlangt. Niemals, mit keiner Silbe. Sie war das Weib eines Anderen, das hatte er stets in ihr geachtet. Er hatte sich ja auch nicht empört, sie nicht verfolgt, sich nicht einmal beklagt, als sie sein Werben um eine Stelle in ihrem Gemüth zurückgewiesen, als sie ihn kalt behandelt hatte, als sie so plötzlich — doch nur seiner Erklärung wegen — damals aus Florenz abgereist war.

Aber ihm sagen: ich glaube gar nicht an Deine Empfindungen, es ist das eine Lüge, eine Gaukelei — das war zu viel, das durfte sie nicht. Ihm sagen: sieh, ich glaube, daß Du ganz ruhig trotz all der schönen Gefühle, von denen Du für mich erfüllt sein willst, aus meiner Hand ein hübsches Mädchen nehmen wirst, wenn sie ein ebenso hübsches Vermögen hat — das war ein Hohn, den Ferdinands tiefgründige, leidenschaftliche, ehrgeizige Seele nicht überwinden konnte. Es schien ihm unerhört. Es warf ihn aus allen Gleisen heraus. Er mochte nach Ruhe ringen wie er wollte — es gelang ihm nicht, sie zu gewinnen, nur soviel über sich zu gewinnen, daß, als er endlich nach Stunden sein Haus wieder betrat und zu seiner Schwester kam, dieser verhüllt geblieben wäre, was in ihm vorging.

Sie bemerkte es, daß etwas ganz Außergewöhnliches

ihn bewege und sie drang endlich mit Fragen auf ihn ein.

„Du warst oben auf Achsenstein — was ist Dir begegnet, daß Du so bleich und düster drein schaust und nun mit gerunzelten Brauen schon eine Viertelstunde da in das Kaminfeuer blickst, ohne ein Wort mit mir zu reden? Ist Fürstin Else zu einer Prinzessin Ilse geworden und hat Dich mit einem bösen Zauber umstrickt? Oder hat Fürst Gottlieb seine Beredtsamkeit und seinen Geist so füllereich über Dich ausgegossen, daß Dir darüber der Lebensmuth geschwunden ist? Erzähle mir — ich will wissen, was Du hast, Ferdinand. Weshalb Du in dieser menschenfeindlichen Aufregung heim kommst, während ich mich darauf freute, Dir erzählen zu können, daß Frau Therese Gröbler bei mir war und was wir Alles von Deinem H. gesprochen haben. Sie hat mir viel erzählt von Deiner Liebenswürdigkeit in jenen Tagen, wie Du der Regisseur von allen möglichen Aufführungen und nebenbei der primo amoroso gewesen bist, und wie Du im Melroth'schen Hause Regen und Sonnenschein gemacht hast, und wie — nun ja, wie klar Du durch einen ewigen Zank und Streit mit Fräulein Else es aller Welt verrathen hast, daß Du sterblich in sie verliebt gewesen bist! Frau Therese Gröbler — nebenbei gesagt, sie könnte etwas weniger laut sprechen

und etwas seltener so laut lachen — die Frau kann sich unmöglich glücklich fühlen, eine Glückliche schlägt nicht so laut die große Trommel ihrer Heiterkeit — Frau Gröbler hat auch Irene hier auf ein halbes Stündchen bei mir gesehen. Sie behauptet, Irene sehe aus, als ob sie weder uns Schotts noch den Melroths irgend angehöre; sie sei sehr hübsch, aber so schön wie Else damals gewesen, sei sie lange nicht; dafür auch weniger hochmüthig und sehr, sehr liebenswürdig. Im Ganzen war sie entzückt von Irene und lobte sie übermäßig. Sie hat auch Irenen sehr gut gefallen und diese hat sie eingeladen, recht bald zu ihrer Mutter zu kommen und ihr dann mehr von dem Leben in H. zu erzählen, worüber Mathilde und Else ja nur sehr einsilbig sind — besonders freut sich Irene auf recht schöne schaurige Geschichten von einem dunklen alten Spuksaale im Melroth'schen Hause, von dem Frau Therese Gröbler zu reden begann — Du hast mir ja auch nie davon gesprochen, Ferdinand? Aber kehren wir zu unserem Thema zurück — Du bist erregt, Du hast einen Verdruß gehabt, und Du sollst mir sagen, was Du hast, Ferdinand!"

Adele hatte, während sie so anscheinend sehr unbefangen und harmlos und wie um ihren Bruder zu zerstreuen plauderte, im Stillen doch keinen Blick ihres beobachtenden Auges von ihm gelassen.

„Ich habe verdrießliche Amtsgeschäfte zu überdenken, Adele," versetzte Ferdinand, mit dem Fuße die Kohlen im Kamin zusammenstoßend — „Dinge, die Dir nicht interessant sein können."

„Amtsgeschäfte! Nun wohl, so will ich mich beruhigen, wenn es nichts weiter ist. Es ist nur wunderbar, wie Du jetzt plötzlich mit Deinem ganzen Herzen bei solchen „Amtsgeschäften" bist!"

Es lag etwas in Adelens Ton, was ihn aufblicken und sie scharf ansehen machte. Sie zählte eben sehr eifrig Maschen in ihrem Strickstrumpf ab und beugte das Gesicht darüber.

„Herzen? — Haben wir Männer denn ein Herz!" rief jetzt Ferdinand mit unsäglicher Bitterkeit aus.

„Hat Dir Jemand vorgeworfen, Du hättest keines? Und das erbittert Dich so? Als Diplomat müßtest Du doch wissen, daß solch ein Vorwurf nur heißen soll: Zeig mir mehr von Deinem Herzen, gib mir mehr davon! Aber wer hätte Dir freilich hier das sagen können? Deine alte Flamme gewiß nicht — ich möchte wetten, daß diese stolze Dame einmal geliebt und darunter gelitten hat; und das hat sie nun so empört, daß das Schicksal um ihretwillen nicht eine rücksichtsvolle Ausnahme machte, sondern ihr wie allen anderen Menschen zur Liebe auch Leid gab, daß sie seitdem sich an der Liebe durch die äußerste Verachtung rächt;

daß sie sie als ihre spezielle und persönliche Feindin betrachtet; und daß sie zwar wohl nichts dagegen haben würde, wenn ein Mann ihr zur Abwechselung eine kleine romantische Episode in ihre stillen Tage hier dadurch flöchte, daß er sich aus verzweifelnder Liebe zu ihr todtschöße; daß aber Keiner je vermöchte, etwas in ihr wieder zu beleben, was nie sehr stark lebendig in ihr gewesen scheint, das Herz!"

„Wie scharf ihr Weiber über euch urtheilt!" versetzte Ferdinand zerstreut.

„Man urtheilt über seines Gleichen immer am besten. Wenn ihr Männer die Frauen als eures Gleichen betrachten, als Menschen, wie Ihr seid, nehmen wolltet und nicht als Zwitterwesen, halb Kind, halb Engel, würdet ihr sie auch besser beurtheilen. Willst Du Dir klar werden über eine Frau, so übersetze Dir diese für Dich in einer Dir fremden Sprache geschriebene Novelle in Deine Sprache. Uebersetze sie Dir in's Männliche. Gieb ihr Deine eigene Alltagskleidung. Stelle sie Dir recht lebhaft als einen Mann vor. Male Dir aus, wie sie, wenn sie ein Mann wäre, Dir vorkäme. Und dann wirst Du ein Urtheil über sie haben. Unter Hundert werden Neunundneunzig Dir nicht mehr gefallen."

„Ich will es so machen, mein weises Schwesterchen," antwortete Ferdinand, „wenn ich in die Lage kommen

sollte, einmal recht gründlich und genau über eine Frau urtheilen zu müssen."

Ein Pause folgte. Ferdinand saß schweigend in die Flamme schauend. Adelens Blicke glitten von Zeit zu Zeit sorgenvoll beobachtend zu ihm hinüber. Mit ihrem scharfen Verstande hatte sie längst in Ferdinand ein Wiedererwachen des alten Gefühls für Else geahnt. Sie wußte, daß er heute in Achsenstein gewesen ... seine jetzige Aufregung, die mehr und mehr einem stummen in sich Versinken wich, sagte ihr nur zu deutlich, daß da oben irgend etwas für ihn Verhängnißvolles sich abgespielt habe; aber sie sah auch, daß sie mit anscheinend arglosem Geplauder es ihm nicht entlocken werde — er sprach überhaupt nicht von Else, er nannte nie ihren Namen, und dies Widerstreben war für Adele eines der Hauptsymptome gewesen, die sie beunruhigt hatten.

„Deine Zeitungen liegen hier," begann sie nach längerer Pause wieder, „willst Du sie nicht lesen? lies mir ein wenig daraus vor!"

„Ich bin so ermüdet, Adele."

„So laß uns plaudern. Es wird Dich am besten zerstreuen. Kannst Du mir sagen, wie alt Irene jetzt ist? — Frau Gröbler fragte mich danach, und ich mußte ihr gestehen, daß ich nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür hätte. Vetter Alexander hat nicht

die Güte gehabt, mir die Geburt seiner Tochter anzuzeigen. Nun, ich war ja damals auch noch ein kleiner Backfisch."

„Er hat es Dir nicht angezeigt, als Irene geboren wurde?" fragte Ferdinand aufhorchend. „Das ist seltsam, denn auch ich habe in jener Zeit keine Anzeige empfangen, obwohl Vetter Alexander auf solche Formen hielt. Er hat auch später nie, wenn er mir schrieb, seiner Tochter erwähnt."

„Ah — das sieht ja wie eine vollständige Verleugnung aus — am Ende hat er es Mathilden übel genommen, daß sie ihm keinen Sohn geschenkt."

„Es ist wirklich seltsam," hub Ferdinand nach einer Pause wieder an; „Alexander war ein Mensch von vielem Gemüth und mußte an einem Kinde große Freude haben. Daß er ganz davon schwieg, ist seltsam. Und Frau Therese Gröbler meinte, Irene sähe uns Schott nicht im mindesten ähnlich? . . ."

„Darin hat sie Recht," versetzte Adele; „es ist mir nicht aufgefallen bis jetzt, aber nun sie mich darauf aufmerksam gemacht hat —"

Ferdinand sprang plötzlich auf; er machte ein paar Schritte durch's Zimmer und dann blieb er ebenso plötzlich stehen und starrte auf den Teppich zu seinen Füßen nieder.

„Was hast Du, Ferdinand?"

Adele hätte diese Frage: „was hast Du?" sehr oft ihrem Bruder wiederholen können, ohne eine Antwort darauf zu bekommen, denn was ihm eben wie ein Blitz durch's Hirn gefahren — dieser plötzliche Gedanke, der Alles klar machte — er hätte sich seiner wie eines dämonischen Argwohns noch viel zu sehr geschämt, um ihn nur mit einem Laute kund zu geben. Aber der Gedanke haftete in ihm und bohrte sich tiefer und tiefer ein. Irene — so lautete er — war gar nicht seines Vetters Alexander und Mathildens Kind — Else war damals, als sie das Vaterhaus verlassen, Philipp Bonsart's Weib geworden und ihr Kind war dies junge Mädchen — Else hatte dann, Gott weiß aus welchem Grunde, das Band mit Philipp zerrissen und ihre Schwester Mathilde das Kind einer heimlichen Ehe, von der die Welt nichts ahnen sollte, als das ihre an sich genommen. Und nachdem dies geschehen, war der Vetter Johann Heinrich gestorben, und was Alle vorausgesetzt, daß ein letzter Wille dieses Mannes Ferdinand zu seinem Erben machen werde, das war nicht eingetroffen, und zur Ueberraschung der beiden Schwestern war Irene, die nicht die mindesten Ansprüche auf das Erbe hatte, das Ferdinand und Adelen jetzt, nach Alexanders Tode, auch ohne Testament gehörte, die Erbin geworden. Das war die Kombination, die Ferdinand siedend heiß durch's Hirn schoß und ihm Schweißperlen auf die Stirn trieb

— die er nicht mehr von sich abschütteln konnte, weil sie Alles aufhellte, in unglückseligster Weise in Alles Licht und Klarheit brachte! —

Den Gedanken, daß Else und Philipp Bonsart wirklich im Stillen zu Asthof getraut sein konnten, hatte ihm ja schon Gröbler eingegeben. Ob Philipp dann wirklich sogleich über's Meer gegangen, oder ob er geblieben und sich verborgen gehalten, und wie sie zusammen verkehrt und was dann die ewige Trennung Beider hervorgerufen — wer konnte es wissen? — Aber wer auch hatte sie hindern können, ihren Bund, der so heimlich geschlossen worden, wieder zu zerreißen und sich gemeinsam zu geloben, daß er für sie wie nicht dagewesen betrachtet werden solle? Wenn Mathilde sich von Else so beeinflussen lassen — und weshalb hätte sie es nicht, da sie sich von Else immer lenken und beherrschen lassen — wenn sie sich so beeinflussen ließ, daß sie, die Frau des Vetters Alexander, Elsens Kind für das ihre ausgab — dann konnte Else auch nach jener Episode ihres Lebens, ohne vor den Augen der Welt eine sie demüthigende und in ein zweifelhaftes Licht stellende Vergangenheit zu bekennen, weiter leben und ihre verführerische Schönheit einsetzen, um aus der Lotterie des Lebens einen glänzenderen Gewinn zu erhalten, als sie gezogen hätte, wenn sie Philipp Bonsart über's Meer gefolgt wäre!

Sie hatte ihn denn ja auch gezogen diesen Gewinn, dieses große Loos, so viel glänzender und überschwänglicher als sie es je hoffen dürfen. Sie hatte es gezogen und angenommen — sie, das Weib eines Anderen! Aber was brauchte sie das zu kümmern — die Verbindung war heimlich geschlossen und Philipp Bonsart's war sie wohl sicher, und was sonst noch Zeugniß gegen sie ablegen konnte — wer weiß, wie sie es unschädlich gemacht hatte, wenn es überhaupt noch da und zu fürchten war!

O, es stimmte Alles mit dieser Voraussetzung. Es stimmte damit Mathildens Kälte gegen Irene. Elsens Zärtlichkeit für das junge Mädchen, das sie ja keinen Tag schien entbehren zu können. Und Mathildens gezwungenes Wesen, ihre Zurückhaltung gegen ihn, Ferdinand, und seine Schwester. Und was am meisten stimmte, das war Elsens Wesen und Betragen gegen ihn! —

Der Hauptzug in Elsens Charakter war Stolz. Wie furchtbar mußte es diesen Stolz drücken, als das ganz Unvermuthete und Unvorherbedachte eingetreten war, der Tod von einem Verwandten, welcher plötzlich Irene ein Vermögen zuwarf, das ihr nicht gehörte. Else und Mathilde konnten jetzt nicht mehr gestehen, daß Irene auf diese Erbschaft keine Ansprüche habe; daß sie nicht die Tochter des Mannes sei, für dessen

Tochter sie bisher gegolten. Sie konnten es nicht gestehen, denn vielleicht war Else damals schon Fürstin von Achsenstein. Sie mußten schweigend die Thatsache hinnehmen und das Vermögen hinnehmen, welches ihrer Handlungsweise nun plötzlich den Charakter eines gemeinen Betruges gab; das sie zwang, sich eine große Summe Geldes ausliefern zu lassen, die Anderen gehörte, welche schwer durch diese Beraubung litten. Wie entsetzlich schwer mußte das auf Elsens Seele gelegen haben und noch liegen! Mit welch erstickender Wucht! Und daher ihr Erbleichen, ihre Erschütterung damals in Florenz, als er ihr gesagt, daß er aus Armuth seiner Laufbahn Lebewohl sagen müsse. Daher ihr leidenschaftliches Verlangen, daß er sich eine Geldunterstützung von ihr gefallen lassen solle. Daher nun heute wieder ihr auffallender, unter allen Umständen von einer, Else sonst durchaus fremden Taktlosigkeit zeugender Schritt, ihn mit Irenen verheirathen zu wollen! Man wollte diesen Weg einschlagen, ihn in den Besitz von seines Vetters Johann Heinrich Vermögen zu setzen. — Durch Irenens Hand sollte er es jetzt erhalten — man wollte eine Schuld vom Gewissen wälzen und dazu sollte er ein Mädchen heirathen, dem er an Jahren so überlegen war, daß er ja fast dessen Vater hätte sein können!

Und wie stimmte zu der schrecklichen Voraussetzung,

die ihm so wie ein plötzliches über ihm aufstrahlendes Licht aufging, das, was Gröbler ihm von der Verbindung erzählt, die noch immer zwischen Philipp Bonsart und Else fortgesetzt worden — nicht direkt und unmittelbar, sondern durch Emil Dransfeld, den Vertrauten Beider! Nicht persönliche Beziehung, nicht unmittelbare Berührung hatten sie nach ihrer Trennung und ihrem Zerwürfniß mehr gewollt; aber Philipp hatte Nachrichten erhalten wollen von seinem Kinde — er hing an seinem Kinde — das war es, weshalb Beide an Emil Dransfeld geschrieben.

Es war ein furchtbarer Augenblick, in dem dies Alles Ferdinand siedend heiß machte und ihm durch's Gehirn wirbelte. Es war etwas, das ihm den Athem nahm, das ihn nicht litt in der stillen friedlichen Nähe Adelens, in dem Zwange, den er sich ihretwegen auferlegen mußte; er ging in sein Arbeitszimmer zurück, rannte hier mit wilden Schritten auf und nieder, rief unzusammenhängende Worte vor sich hin und wühlte sich in den Gedanken, der ihn folterte, hinein, bis er ohne Sinne war für Alles, was um ihn herum vorging. So sah er nicht, daß sich die Thüre seines Zimmers öffnete, daß Adele auf der Schwelle erschien und eine Weile dastand und ihn beobachtete, bis sie rasch herein schritt, die halb niedergeschraubte Lampe auf seinem Schreibtisch aufflammen machte und nun

vor ihn trat, beide Hände auf seine Schulter legte und ernst und fest sagte:

„Ferdinand, Dir ist etwas ganz Erschütterndes begegnet — ich will wissen, was es ist — ich will es wissen und Du entgehst mir nicht mehr — also sprich!“

Er sah sie mit einem wild über ihre Züge flatternden Blick an, dann fuhr er mit der Hand über sein Gesicht und sagte:

„Nun wohl, wenn Du es wissen willst, was mir Erschütterndes begegnet ist, das ist ein Gedanke, weiter nichts, aber ein Gedanke, der mich fast wahnsinnig macht!“

„Ein bloßer Gedanke, der Dich wahnsinnig macht — um Gottes Willen, welch fürchterlicher Gedanke kann über einen besonnenen starken Mann solche Macht haben?!“

„Höre ihn. Ich glaube, daß Else v. Melroth heimlich getraut worden ist mit Philipp Bonsart; ich glaube, daß Irene ein Kind dieser Ehe ist; ich glaube, daß sie dann dieses Band wieder zerrissen hat und daß sie in ihrem Stolz sich vermessen hat, das bürgerliche und das göttliche Gesetz mit Füßen zu treten und als wäre ihre Hand frei, ihr Wille unabhängig, einen Fürsten zum Manne zu nehmen, als ein Fürst kam und sich ihr zum Manne anbot. Aber dieser Bonsart lebt noch — und Else ist katholisch; sie konnte sich nicht scheiden

lassen — sie hat also ein furchtbares Verbrechen begangen ..."

Adele sah erschrocken ihm in's Gesicht.

„Das glaubst Du!!"

„Ich glaube es."

„Und Irene ihre Tochter?"

„Irene ist ihre Tochter. Aber diese Zeugin einer Verbindung, die ihr stolzer Wille nun einmal als vernichtet betrachtete und der Welt nicht eingestehen wollte, nicht konnte — dieses arme Mädchen mußte von Mathilde unter ihre Flügel genommen, von ihr adoptirt werden."

„Das wäre ja entsetzlich ... und wenn es so wäre, wenn Irene nicht Deines Vetters und Mathildens Tochter wäre, dann wären ja wir die Erben jenes Vermögens, das ..."

„Wir wären es," fiel Ferdinand tonlos ein.

Adele ließ sich wie schwer getroffen von dem Schlage dieser plötzlichen Enthüllung in Ferdinands Arbeitssessel gleiten.

Er nahm sein rasches heftiges Hin- und Hergehen wieder auf.

Sie folgte ihm gespannt mit ihren Blicken.

„Nun, so sprich doch weiter," rief sie endlich. „Sag' mir Deine Gründe, sag mir Alles!"

Ferdinand antwortete eine Weile nicht. Dann be-

gann er in abgebrochenen Reden Adele Alles zu sagen, was seinen Verdacht erregt, was er kombinirt hatte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, die so viel Vernichtendes für ihn hatte.

Adele schwieg dann lange. Sie saß lange tief in Gedanken versunken. „Ich weiß nicht, ob Du Recht hast,“ sagte sie dann endlich. „Ich kann nicht urtheilen über Verhältnisse und Menschen, die ich so wenig kenne. Aber Du mußt eingestehen, daß, was Du behauptest, unwahrscheinlich ist. Im höchsten Grade unwahrscheinlich. Und daß Deine Neigung für Else Dich in einen — nimm mir den Ausdruck nicht übel — pathologischen Zustand gebracht hat, dessen ungesundes und krankhaftes Ergebniß all Deine Kombinationen, all dieser düstere Argwohn sein kann. Bis ich ganz andere schlagendere Gründe erhalten habe, als Du mir gegeben, glaube ich deshalb nicht an Deine Behauptung. Ich will Dir nicht widersprechen, es ist möglich, daß Du die Wahrheit erkannt hast — aber ich glaube es nicht!“

„Wir wollen nicht streiten darüber,“ versetzte Ferdinand, vor ihr stehen bleibend und auf sie niederblickend, „aber die schlagenderen Gründe sollst Du erhalten. Glaubst Du, ich selbst gäbe mich mit den Kombinationen meiner „pathologischen Zustände,“ wie Du sagst, zufrieden? O nein, auch ich will schlagendere

Gründe, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich nicht ruhen und rasten werde, bis ich sie erhalten habe. Ich werde keinen anderen Gedanken haben von dieser Stunde an als sie mir zu verschaffen!"

Mit diesem Entschluß trennte sich spät in der Nacht Ferdinand von seiner Schwester; und dann in der Frühe des folgenden Tages ließ er Herrn Gröbler zu sich rufen.

Herr Gröbler erschien. Herr Gröbler erschien immer, wenn sein Dienst ihn rief, mit einer wunderbaren Pünktlichkeit; aber da es ein kalter, rauher Tag war und er durch das Schneewehen draußen, das die Nacht gebracht, gekommen war, so folgte er gern Ferdinands Einladung, noch nachträglich eine Tasse heißen Kaffee's mit ihm zu nehmen und zur Seite des wärmenden Ofens eine Cigarre anzuzünden. Es war dies außerordentlich geeignet, der Unterhaltung einen ganz privaten vertraulichen Charakter zu geben. Und trotz des Ueberraschenden, das die Mittheilungen, welche ihm Ferdinand jetzt zu machen begann, für ihn hätten haben können, verlor Herr Gröbler dabei nichts von der Haltung eines Mannes, der sich in einer sehr gemüthlichen Situation befindet und entschlossen ist, sich durch nichts, was die Welt da draußen vorzunehmen und zu treiben für gut findet, eher stören zu lassen, als es der Dienst verlangt und es Pflicht wird, „amtlich einzuschreiten". Er

schlürfte seinen Kaffee, hörte Ferdinand zu und blickte mit halb geschlossenen Augenlidern in die blauen Rauchwölkchen vor ihm. Zuweilen blickte er zu Ferdinand auf, mit dem Aufblicken eines still dasitzenden Raubvogels, der eine Taube vorüberfliegen sieht und — sie fliegen läßt. Zuweilen schüttelte er leise den Kopf und endlich sagte er:

„Es ist freilich möglich, Herr v. Schott. Es ist möglich, daß Alles so ist, wie Sie es sich kombinirt haben. Es ist auch möglich, daß das persönliche Interesse, welches Sie bei dieser Angelegenheit haben, Sie in die Irre führt. Es ist nichts, was so unseren klaren Blick in irgend einer Sache verwirrt, als ein persönliches Interesse. Aber, da Sie dies offenbar wünschen, so will ich diese Betrachtung bei Seite lassen und annehmen, Sie sehen richtig. Wohl denn, dann hätten wir erstens einen Fall von Bigamie — denn ich denke, dieser Philipp Bonsart lebt noch, er lebte wenigstens sicherlich noch, als Fräulein v. Melroth den Fürsten heirathete. Einen Fall von Bigamie hätten wir also, das wäre die eine Seite der Sache. Und sodann die Unterschiebung eines Kindes, das wäre die zweite Seite. Das wäre der Stoff für das Kriminalverfahren, welches ein recht hübsches Aufsehen machen würde ... denken Sie nicht auch? Ich denke, es gäbe ein ganz heilloses Aufsehen und nach meinem Geschmack einen

viel größeren Skandal als worein ich lieben würde mich verwickelt zu sehen! Wie fühlen Sie in dieser Beziehung, Herr v. Schott? Aber freilich, für Sie liegt die Sache anders. Für Sie ist noch die dritte Seite da, neben dem Kriminalverfahren die privatrechtliche ... Sie wollen das Ihnen entwendete Vermögen haben."

Ferdinand starrte Herrn Gröbler mit einem ganz eigenthümlichen Blicke an. Herr Gröbler verstand es nicht, weshalb sein Vorgesetzter ihn mit so seltsam „bewildertem" Blick ansah. Er konnte nicht wissen, daß die von Gröbler so geradezu und ohne alle Umschweife heraufbeschworene Vorstellung von einem über Else verhängten Kriminalprozeß, von einer vernichtenden Oeffentlichkeit, etwas Vernichtendes für Ferdinand selbst hatte, daß der Gedanke, er solle in solch dämonischer Weise zerstörend und tödtend in ihr Leben eingreifen, ihm die ganze Seele um und um kehrte. Gröbler konnte es nicht wissen und Ferdinand war weit entfernt davon, es Herrn Gröbler ahnen zu lassen. Dessen bedurfte es auch nicht. Ein Vorwand, um ihm eine Erklärung für Ferdinands brennendes Verlangen, sich Licht über all diese Dinge zu verschaffen, zu geben; eine Erklärung, die ihm völlig genügen mußte, lag ja nahe genug.

„Sie verkennen mich sehr, lieber Gröbler," sagte

er deshalb, „wenn Sie glauben, mein Diensteifer ginge so weit, daß ich mich mit der Wonne eines jungen Strebers in eine Untersuchung stürzen könnte, deren Endergebniß ein ganz entsetzlicher Kriminalprozeß gegen eine beklagenswerthe, durch Gefühle und Motive, die wir nicht kennen, mißleitete Frau sein würde. Wenn das, was ich Ihnen mitgetheilt habe, Wahrheit enthält, so glauben Sie mir, die Fürstin von Achsenstein ist bereits bestraft genug. Denn nimmermehr hat sie, als sie ihre Schwester Mathilde bewog, Irene als ihr Kind anzunehmen, vorhergesehen und nur geahnt, daß nun Irene einst das Vermögen meines Vetters zufallen würde. In dieser Folge ihres Handelns liegt die Strafe für sie ... die Nothwendigkeit, sich diese Folge gefallen lassen zu müssen, ist für eine so stolze Natur „der Fluch der bösen That"; es ist das Tragische in der Geschichte, das, wodurch sie ihr Verschulden sühnt. Und deshalb müssen Sie den Sinn und die Absicht der Schritte, die ich thun werde, wohl fassen. Ich will durchaus nichts, was einem Verfahren gegen die Fürstin ähnlich sähe; ich will nichts als Beweise sammeln und mit diesen Beweisen gerüstet, will ich, wenn Irene großjährig ist und über ihr Vermögen ohne die Einmischung von Vormund und Vormundschaftsgericht verfügen kann, vor die Fürstin und vor Irene treten und sprechen: lebt in Frieden, aber das Meine gebt mir

zurück, mir und meiner Schwester, für deren Recht ich einzustehen habe."

„Dawider läßt sich nichts sagen, Herr v. Schott," versetzte Gröbler; „und wenn es so ist, so könnten wir zu der Hauptfrage übergehen: was wäre zu thun, um solche Beweise zu beschaffen?"

„Darum allerdings handelt es sich jetzt. Und dabei rechne ich auf Ihre Mitwirkung. Zwei Schritte sind sofort zu thun. Es muß in Asthof nachgeforscht werden — nach der geheimen Trauung Else's v. Melroth und Philipp Bonsart's. Und es muß in — wie heißt der Ort, wo Emil Dransfeld jetzt lebt?"

„Vellinghausen ..."

„Also in Vellinghausen dieser Letztere aufgesucht und zum Reden gebracht werden — womöglich zur Herausgabe der Briefe, die in seiner Hand sind. Dies Letztere nehme ich auf mich. Emil Dransfeld wird einsehen, daß ich ein Recht habe, in dieser Sache klar sehen und wieder zu dem Meinigen kommen zu wollen."

„Er wird das einsehen," fiel Herr Gröbler ein; „sein Schweigen über die Sache würde ihn zum Mitschuldigen an Ihrer Beraubung um das Vermögen Ihres Vetters machen."

„Deshalb," fuhr Ferdinand fort, „werde ich noch heute mich auf den Weg machen nach Vellinghausen. Und Sie, Gröbler, Sie bitte ich, die Nachforschung in

Asthof auf sich zu nehmen; da werden Sie geschickter und erfolgreicher sein als ich Neuling in der Lösung solcher Aufgaben, zu denen Erfahrung und Routine gehört. Wollen Sie soviel für mich thun? Das Wetter ist nicht einladend zu einer Reise, und soviel weiter im Osten, wie schon Asthof und Bellinghausen liegen, wird es noch viel winterlicher sein — aber ..."

„Aber," fiel Herr Gröbler ein, „für die Polizei gibt es kein Wetter, wie es nicht Tag und Nacht für sie gibt; ich werde morgen gehen oder, wenn es sein muß, mich Ihrer Fahrt ostwärts noch heute anschließen. Sorgen Sie nur für eine Urlaubsertheilung auf sechs oder acht Tage."

„Ich wußte, daß ich auf Sie rechnen konnte, Gröbler," versetzte Ferdinand, ihm dankbar die Hand reichend; „gehen wir also zusammen am Nachmittage, ich werde bis dahin die nöthigsten Geschäfte abgemacht haben, so daß mein Kreissekretär im Stande ist, mich während der nächsten Tage zu vertreten."

Nach dieser Verabredung entfernte sich Herr Gröbler, um auch seinerseits seine Reisevorbereitungen zu treffen, und als der Abend dunkelte, saßen Beide in dem zuletzt in der Richtung nach Osten abgehenden Zuge der Eisenbahn. —

Wir haben gesehen, welches der Erfolg dieser Reise für Ferdinand war; wie er an's Ende einer mühseligen

Fahrt nur gelangt, um zu seinem Schrecken und zu seiner Erschütterung wahrzunehmen, daß er zu spät gekommen. Und dann haben wir auch Herrn Gröbler heimkehren sehen und haben seinen Bericht angehört über alle seine Ermittelungen in Asthof, die nichts weniger als Klarheit in die Sache brachten und im Grunde um keinen Schritt weiter förderten. Und dann haben wir gehört, wie Herr Gröbler bei der Erörterung der Frage, was nun weiter zu beginnen sei, Ferdinand den Rath gab, sich erst selber zu fragen, ob er die wirkliche Ueberzeugung von Elsens Schuld in sich trage, und weitere Nachforschungen lieber zu unterlassen, falls er sich die Möglichkeit einräumen müsse, daß er einem Schatten nachrenne!

Bewegt von diesem Rath seines hilfbereiten und diensteifrigen Freundes von der Polizei, hatte er ja jetzt alles das, was er beobachtet, erlebt und vernommen, seit er Else wiedergesehen, so wie wir es schilderten, an seinem Geiste vorübergehen lassen; und am Morgen nach einer schlaflos zugebrachten Nacht konnte er, als Herr Gröbler wieder bei ihm erschien, diesem sagen: „Ich weiß freilich nicht, daß ich die Wahrheit habe, aber ich glaube es fest genug, daß ich nicht aufgeben kann, nach den Beweisen dieser Wahrheit zu suchen. Und es liegt denn ja auch der nächste Weg, um zu ihr zu gelangen, offen vor uns. Wir müssen

den Aufenthaltsort Philipp Bonsart's ausfindig machen. Dieser Mann wird mir nicht abschlagen, mir die Wahrheit zu enthüllen, wenn ich ihm klar mache, daß ich von allen feindlichen Gefühlen gegen die Fürstin frei bin, aber zurückerstattet haben will, was mir geraubt ist; wenn ich ihm sage: „durch Schweigen oder Leugnen wirst Du zum Betrüger an mir."

„Sollte dieser Mann," versetzte Herr Gröbler nachdenklich, „sollte er, vorausgesetzt, daß Fräulein Irene seine Tochter ist, nicht wissen, daß sie die Erbin eines Vermögens geworden ist, auf welches sie kein Recht hatte? Und sollte er nicht hinreichend dadurch, daß er bis heute dazu schwieg, Grund zu der Befürchtung geben, daß er in Zukunft schweigen wird?"

„Ich glaube nicht," fiel Ferdinand ein, „daß er jenen Umstand weiß. Ich glaube nicht, daß die Fürstin einen für sie so dehmüthigenden Umstand ihm mitgetheilt hat; denn diese Mittheilung mußte sie der Gefahr aussetzen, daß er ihr antwortete oder durch Emil Dransfeld antworten ließ: das sind die Folgen der Vermessenheit, womit Du das Band zwischen uns zerrissest; diese Deine grausam demüthigende Lage und der entehrende Gedanke, eine Verbrecherin sein zu müssen selbst gegen Deinen Willen, ist die Strafe Deiner Untreue gegen mich. Glauben Sie mir, Gröbler, die Fürstin hat Philipp Bonsart nicht einen solchen

Triumph gegönnt, nicht sich solch einer Antwort ausgesetzt!"

„Das hat seine Richtigkeit," entgegnete Herr Gröbler. „Und unsere Angelegenheit spitzte sich denn also zu einer Jagd auf Herrn Philipp Bonsart zu!"

„Sie haben ja die Einleitung dazu in Asthof bereits getroffen, es käme darauf an, daß Sie jetzt die weiteren Schritte thäten, bester Gröbler."

Herr Gröbler nickte. Er war dazu vollständig bereit. Wenn er Ferdinand den Rath gegeben, die Sache fallen zu lassen, so war das gestern in der Ermüdung von der Reise, in der Entmuthigung, worin ihn die Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen versetzt, geschehen; heute war der ganze Spür-Instinkt, der in ihm lag, wieder wach, er hätte nichts dagegen gehabt, wieder in Wind und Wetter hinaus bis in's ferne Pommerland gesendet zu werden!

Dessen bedurfte es nun freilich nicht. Es ließ sich auf schriftlichem Wege abmachen; Philipp Bonsart hatte nichts und Niemand mehr daheim zu fürchten. Es war gar kein Grund da, daß seine Verwandten seinen Aufenthaltsort verschweigen sollten. Und so begab sich Herr Gröbler heim, den nöthigen Brief an diese Verwandten zu schreiben. Bis die Antwort kam, konnte Ferdinand nichts Anderes thun, als sich durch seine Geschäfte zu zerstreuen suchen von den ihn unablässig

bedrängenden Gedanken und von dem traurigen Brüten über all die Dinge, welche einen so grausamen Zwiespalt in sein Herz gebracht, daß er sich selbst nicht mehr darin zurecht fand. Was das letzte Ziel dieser Jagd nach den Spuren eines Verbrechens, das Else v. Melroth begangen haben sollte, war, wußte er es, hätte er es sich klar und bestimmt aussprechen können? Wollte er nur wissen und weiter nichts als wissen und Klarheit haben? Wollte er sein ihm geraubtes Recht wiederfinden, seiner Schwester zu dem ihrigen verhelfen? Oder wollte er ergründen, ob Else ihm damals in Florenz aus Theilnahme des Herzens, im Drang des Gemüths ihre Hilfe angeboten — oder nur gedrängt von ihrem Gewissen? Ob sie jetzt in kühler Berechnung ihm Irenens Hand angeboten oder gegen die Stimme ihres eigenen Herzens — wieder nur gedrängt von ihrem Gewissen? Wollte er das ergründen — oder nur ein mächtiges Mittel gewinnen, ihrem Stolze eine Demüthigung zu bereiten, sich zum Herrscher über sie zu machen, seinem eigenen Stolze einen Triumph zu bereiten? — Gewiß, er hätte auf das Alles schwer sich selber Antwort geben können! Nur eines wußte er, und das war, daß er nicht eher Rast finden und der inneren Qual entgehen werde, bis er auf den Grund ihres Geheimnisses gekommen!

Sechstes Kapitel.

Else.

Und Else unterdeß? Ueber ihr ahnungsloses Haupt waren mit bleiernem Flügelschlag die düsteren Wintertage dahin gegangen, während Ferdinand und sein diensteifriger Gehilfe mit rastloser Anstrengung in dem Dunkel ihrer Vergangenheit forschten. Der Fürst hielt seine Treibjagden ab, um derentwillen er dem sonnigen Sorrent den Rücken gewendet; er lebte nur für sie und lud dazu einen höchst gemischten Kreis von Herren aus der Stadt und der Nachbarschaft ein, mit einem merkwürdig geringen Maß von Ansprüchen an ihre Weltbildung und ihre Konversationsgabe, wenn sie nur zu schießen und ihm zuzuhören wußten. Else hielt sich in ihren Gemächern, ganz vertieft, wie der Fürst sagte, in ihre italienischen Reise-Erinnerungen, Tagebücher und mitgebrachten Photographieen; er schien andeuten

zu wollen, daß er sie im Stande hielt, ein dickes gelehrtes Buch darüber zu schreiben. Gewiß ist, daß, wenn sie irgend solche Vorsätze gehegt, sie wenig Störung bei der Ausführung derselben von Fürst Gottlieb Anton zu erfahren gehabt hätte. Er überließ sie, wie es schien, höchst bereitwillig ihrem Drange nach Einsamkeit, in der die stille Schattenhaftigkeit ihrer Hofdame sie auch nicht stören konnte; nur Irene sah sie täglich und ließ sich in den Abendstunden von ihr vorlesen; ihre Schwester Mathilde kam seltener und ließ oft mehrere Tage vergehen, ohne auf Achsenstein zu erscheinen. Sie hatte sich sehr der Wiederbegegnung mit ihrer alten Bekannten, Frau Therese Gröbler, erfreut und einen ziemlich lebhaften Verkehr mit ihr begonnen, soviel es der Letzteren nur ihre „Würmer" gestatteten.

Eines Abends, es war in der Dämmerung, hatte Else, von einem einsamen Spaziergang in den Park heimkehrend, Mathilde in ihren Gemächern gefunden.

„Ich dachte Irene hier oben zu finden," sagte Mathilde; „sie muß bei Adele, bei der sie im Vorübergehen einsprechen wollte, sich aufgehalten haben."

„So sende den Wagen hinab, um sie zu holen; Du bist doch in unserem Wagen gekommen?"

„Wollen wir sie nicht da unten in dem dunkeln Landrathsamt lassen," versetzte Mathilde, „wenn sie so

viel Vergnügen daran findet, dort ihre Stunden zuzubringen? Ich denke, es könnte uns Beiden nichts willkommener sein."

Else schüttelte lebhaft den Kopf.

„Es kann uns Beiden nichts frommen und nützen, liebe Mathilde," erwiederte sie; „es nützt uns nicht das Geringste, sie dazulassen."

„Ah, Du hast den Plan, den wir doch so gründlich zusammen durchgesprochen, aufgegeben?"

„Nein, ich hatte ihn so wenig aufgegeben, daß ich offen mit Ferdinand v. Schott darüber geredet habe."

„Das thatest Du? ... und?"

„Ich habe mit ihm geredet — und — einen Korb bekommen!" antwortete Else, sich in eines der dunkelnden Fenster stellend und hinausschauend.

„Ah, nicht möglich! Weshalb, ich bitte Dich? Ferdinand wäre ja ein Thor, wenn ..."

„Ein Thor, ja, das ist er freilich! Er nahm meine Eröffnung wie eine blutige Beleidigung auf."

„Wie eine Beleidigung? daß Du ihm Irenens Hand anbotest? Das wird immer räthselhafter! So sprich doch!"

„Du weißt, daß er mir einst, damals, als wir noch in H. lebten, den Hof machte."

„Damals! Freilich! lebhaft genug!"

„Es ist das lange, lange her, und viele Dinge sind

unterdeß gekommen, die es ihn hätten gründlich vergessen lassen müssen. Doch erfüllte mich der Gedanke daran, als ich ihn in Florenz so unvermuthet wieder sah, mit einer gewissen Sorge. Er war noch unvermählt und er ist eine hartnäckige zähe Natur. Deshalb that ich Alles, um, wenn bei ihm noch ein Funken des alten Feuers unter der Asche glimmen sollte, dies gründlich auszulöschen. Ich richtete mein ganzes Betragen danach ein; ich sagte ihm, daß die Liebe nichts als ein wechselseitiges sich Täuschen, sich Vorgaukeln edler und guter Eigenschaften, anziehender und liebenswürdiger Gefühle, ein wechselseitiges sich Aufbauschen zu einer idealen Natur sei ... und dann that ich just das Gegentheil von solchem sich Aufbauschen ihm gegenüber; ich ließ ihn mit voller Offenheit nur Selbstverachtung, nur Herzensdürre, nur den völligen Tod alles Gemüthslebens in mir sehen; ich gab mir alle schlechten und abstoßenden Eigenschaften, die ein Weib in den Augen eines Mannes nur haben kann. O, ein Idiot hätte erkennen müssen, daß ich nicht von ihm geliebt sein wollte, daß ihm dies jedes meiner Worte sagen sollte; dies und nichts Anderes! Und dennoch — dennoch ..."

„Du sahst ihn dort oft?"

„Das mußte ich, ich mußte ja Alles thun, während ich ihm unmöglich machte, zu seiner alten Leidenschaft

zurückzukehren, ihn in ein Verhältniß vertrauensvoller und rückhaltsloser Freundschaft zu ziehen; ich mußte mit ihm auf einen Fuß gelangen, auf welchem ich das Recht hatte, ihm auf irgend eine Weise zurückzugeben, was wir ihm geraubt haben ..."

„Was Du ihm geraubt hast, nicht ich!" ... sagte mit einem leisen Seufzer halblaut Mathilde.

„Wir Beide, denn Du bist doch im Besitze dieses Raubes, und deshalb muß er uns Beiden gleich schwer auf der Seele liegen! Doch meinetwegen nur ich — was schadet's! Also was ich ihm geraubt habe — das war ja mein einziger Gedanke bei Tag und Nacht, dahin zu gelangen, daß er mein Freund, mein Bruder in einem Grade würde, daß ich ihm zurückschenken konnte, was ihm gehörte!"

„Und das mißlang, Du hast es mir gesagt. Sein Stolz empörte sich wider das Geschenk!"

„Sein Stolz empörte sich, weil er trotz Allem und Allem in seiner Männereitelkeit sich vielleicht eingebildet hatte, mein ganzes Wesen, die ganze Herzensdürre, Gemüthlosigkeit und innere Zerworfenheit mit mir selbst sei nur eine weibliche Koketterie, die ihn herausfordern solle, in das todte Herz wieder ein neues Leben zu zaubern, die wunde Seele durch Liebe zu heilen. Gewiß, das ist es, was er sich eingebildet hat. O, die Männer sind so thöricht, so unglaublich blind, wenn

ihre Eitelkeit spricht! Genug, er wies mein Geschenk zurück und — beglückte mich mit einer Erklärung! Es war zum Verzweifeln! Auch war ich wirklich dem Verzweifeln nahe. — Ich wies ihn ab in einer Weise, die ihn heilen mußte. Ich reiste ab; ich mied ihn, als ich heimkehrend ihn hier fand, auch hier; ich that Alles, um ihm in beschämender Weise zu zeigen, welcher Thor er gewesen. Unterdeß verabredete ich mit Dir, daß nichts Anderes zu thun sei, als jenen Ausweg einzuschlagen, der jetzt der einzige war, der uns ja auch so nahe lag — als ihm mit Irenens Hand auch Irenens Vermögen zu geben. Irenens Freundschaft für ihn und seine Schwester legte uns diesen Ausweg doppelt nahe — und nun, wo ich ihn ergreifen will, muß ich sehen, daß er dadurch auf's Aeußerste entrüstet wird . . ."

„Er liebt Dich noch immer?"

Else zog verächtlich die Schulter.

„Er liebt mich noch immer — ja, wenn Du das Liebe nennen willst! Das heißt, aus dem Umstand, daß ich seine Anstellung just hier ruhig geschehen ließ, was ich freilich durch Gottlieb leicht hätte hintertreiben können, hat vielleicht seine Eitelkeit Nahrung gezogen und hat Hoffnungen darauf gebaut, und nun demüthigt ihn die eisige Seelenruhe, womit ich ihm eine Andere zur Frau geben möchte. Er hat geglaubt, mit seiner

Erklärung einen Eindruck auf mein Herz hervorzurufen und nun demüthigt ihn dieser Beweis, daß ich nicht der Mühe werth finde, mich ihrer zu erinnern. Er glaubt, es nun seiner Ehre schuldig zu sein, durch ein möglichst leidenschaftliches und verzweifeltes Wesen mir zu beweisen, wie tief und flammend seine Gefühle gewesen seien und noch seien; ich soll ganz zerschmettert werden durch das Bewußtsein, wie grenzenlos herzlos und frivol ich sei, an so heiligen Gefühlen zu zweifeln, und wie ich an ihnen ruchlos gefrevelt habe! Wenn Du all' solche Gaukelei der Selbstbethörung und Eitelkeit und des Egoismus, der siegen will, weil er die Demüthigung einer Niederlage nicht erträgt — wenn Du das Alles Liebe nennen willst, so liebt er mich noch!"

Mathilde schwieg eine Weile. Sie hatte betroffen die zornige Heftigkeit dieser Worte angehört und mochte sich ihre Gedanken über den eigentlichen Grund dieser Gereiztheit machen.

„Wie Du es mit Deiner Bitterkeit und Schonungslosigkeit zersetzen und schmähen willst, Else, das ändert nichts daran," entgegnete sie endlich. „Ich werde immer vorziehen, es zu nennen und zu nehmen wie es sich gibt; es ist jedenfalls das Kürzere; und so liebt er Dich also, und unser Plan, dahin zu gelangen, daß wir endlich uns selbst wieder als halbwegs ehrliche

Menschen vorkommen, ist in's Wasser gefallen. Wäre es vorherzusehen gewesen, so wäre es freilich besser gewesen, Du hättest es durch den Fürsten hintertrieben, daß Ferdinand hier angestellt wurde."

„Es war aber nicht vorauszusehen; ich konnte es nicht voraussehen, daß er ein solcher Thor sein werde."

Mathilde schüttelte den Kopf.

„Wir wollen darüber nicht streiten. Es haben sich mehr Männer in Dich verliebt, ohne daß Du es ihnen so furchtbar übel genommen hättest. Du nahmst so etwas sonst kälter und gleichgiltiger. Du bist noch immer schön, Else, und gerade Dein marmornes, verachtungsvolles Wesen fordert die Männer heraus. Und alte Liebe rostet nicht!"

„Ach, Liebe," sagte Else mit unaussprechlicher Verachtung. „Wenn ich ihm nur das erst klar gemacht habe, was ich von dieser Liebe halte und wie gründlich ich sie durchschaue, so muß er doch einsehen, daß Irene . . ."

„Du gibst diese Hoffnung nicht auf? Denke nicht daran, daß er sich Dir gegenüber je das Dementi geben wird, Irene aus Deinen Händen anzunehmen. Ein Mann wie er nicht! Und ich muß Dir auch gestehen, daß ich fürchte, wenn die Sache sich hinausschiebt, so werden wir von Irenen einen Widerstand zu erfahren haben."

„Von Irenen? Wie das?“

„Du weißt ja, daß William Kronhorst ihr den Hof macht.“

„Aber ich denke, Du hast Irene längst erklärt . . .“

„Erklärungen — was helfen sie bei so leichtsinnigen jungen Köpfen?“

„Du glaubst, sie setzen diese unglückliche Tändelei fort?“

„Ich fürchte es. Beobachte sie selbst, wenn die Kronhorsts bei euch zum Besuche sind oder ihr sonst in Berührungen mit ihnen kommt.“

„Das will ich,“ sagte Else. „Dem muß auf jede Weise und auf's Energischeste vorgebeugt werden.“

„Das muß es!“ erwiederte Mathilde mit einem Seufzer. „Auf jede Weise! Kronhorst wird eine Verbindung der jungen Leute niemals zugeben.“

„Und Irene,“ fiel Else ein, „soll nicht unglücklich werden, indem sie ihr Herz wirklich an den jungen Mann verliert. Wenn Dein Verdacht sich mir bestätigt, muß da unverweilt eingegriffen werden. Wir müßten Irene fortsenden . . .“

„Wohin?“

„Man könnte sie auf ein Jahr in ein Pensionat senden — möglichst fern — nach Belgien etwa, in eines jener, junge Mädchen aufnehmenden Ordenshäuser der Sacré-Coeur-Damen. Es wäre mir lieb, wenn Du

unterdeß Erkundigungen nach einem solchen anstellen wolltest."

Mathilde versprach das und schied dann bald, um Else ihren Gedanken zu überlassen, die sie heute gar nicht schienen zur Ruhe kommen lassen zu wollen. Denn auch als sie sich schon in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte, saß sie noch lange vor dem erlöschenden Kaminfeuer, das ihrem großen Himmelbett gegenüber so lustig geflackert hatte, als sie eingetreten war, und nun nach und nach in Asche zusammensank, während die Schloßglocke eine Viertelstunde nach der anderen der stummen Nacht draußen und den stummen Schläfern in dem schweigend und todt daliegenden Gebäude ankündete, mit einem melancholischen Summen und Verhallen, als ob sie klagte, daß die einfachsten Wahrheiten, einfach und unumstößlich wie die, welche sie der Welt verkündete, stets die wenigsten Hörer finden!

Else dachte wohl nicht lange an das, was Mathilde ihr von Irenens Neigung gesagt hatte. Else glaubte nicht sehr und hielt nicht viel von junger Liebe; was war, sagte sie sich, das Gefühl in so jungen Seelen, in denen die Schwärmerei nichts ist als eine andere Form dessen, was ihr ganzes Sein im Grunde ausfüllt, der Vergnügungstrieb, nichts als der Durst der Eitelkeit, der sich in der Hingebung einer anderen Seele berauschen will. Ihr schien nur der Mensch voll und

mit ganzer Gewalt lieben zu können, dem seine Illusionen bereits zu entschwinden begonnen haben, der sieht, daß das Glück, von dem er in seiner Jugend träumte, eine Chimäre ist, daß die Welt, die er umfassen und sich dienstbar machen wollte, ihm entschlüpft. Dann erst, fühlte Else, könne im Menschenherzen das Gemüth aufleben und zu seiner Stärke kommen und das mächtige, Alles andere verzehrende und unauslöschliche Feuer entstehen, das den Namen der Leidenschaft verdiene, die Hingebung des ganzen Menschen an einen Gegenstand, an einen Mittelpunkt seines Daseins!

Und dabei dachte sie an Ferdinand, und an seinen Zorn über den Schritt, den sie ihm gegenüber gethan, und mit einem Bedürfniß es ganz anders aufzufassen, als sie es heute ihrer Schwester gegenüber gethan, sann sie dem Zeugnisse nach, welches für ihn in diesem Zorne lag. Er hatte sie wenigstens nicht belogen, wie kalt und schnöde sie auch seine Neigung behandelte, wie scharf und schneidend sie sich darüber gegen ihre Schwester ausgedrückt hatte; sie gestand sich jetzt, daß etwas von echtem und treuem Gemüth in seinem Gefühle sei, und zugleich etwas Starkes und Mächtiges, sich mit männlicher Kraft selbst Bezwingendes, das ihr Achtung abfordere. Und indem sie hierüber sann, verfiel sie dem alten quälenden Gedanken-

gange über den ganzen Lauf ihres Lebens, und wie er durch Verirrungen sie zu diesem Heute geführt, das so öde und vereinsamt und melancholisch war wie das Gestern gewesen und wie das Morgen sein würde. Sie dachte, welch andere Wendung dies Leben genommen hätte, wäre sie frühe genug Ferdinand begegnet, um ihm frei ihre Neigung schenken zu können; sie malte sich die Art der Existenz aus, die sie mit ihm geführt hätte, und indem sie den Durst nach Glück, der in jeder Menschenseele liegt und ihr treu bleibt bis an's Ende, in dieser Träumerei von einem Leben an Ferdinands Seite sich stillen ließ an chimärischen Bildern, ward ihre Vorstellung von seinem Charakter mit einem immer schöneren und glänzenderen Rahmen von guten und edlen und ein Weib beglückenden Eigenschaften umwoben.

Zuletzt stand sie auf, schüttelte ihre Haare zurück, als ob sie damit das Alles abschütteln und weit von sich werfen könne und ging, den niedergelassenen Vorhang vor ihrem Fenster zurückzuschieben und in die vom aufsteigenden Mond klar erhellte Nacht zu blicken. Ein ganz weicher Ausdruck trat in das Auge, das sich langsam erhob und hinaus in die weißen am Himmel vorüberwandernden Wolken schaute. Der Schatten von Schwermuth auf ihrem schönen stolzen Antlitz verdichtete sich, bis ihre Augen endlich einen feuchten Schimmer

annahmen, bis zwei helle Thränen sich an die dunklen langen Wimpern hingen.

Einzelne Worte, welche leis von ihren Lippen fielen, verriethen, was in ihr vorging.

„Wenn meine Mutter gelebt hätte," flüsterte sie vor sich hin. „Sie hätte mich vor Philipp behütet, sie hätte es. Eine Mutter hätte mich bewacht. Ich wäre dann ja wohl Ferdinands Weib jetzt. Ich denke, ich wäre es. Vielleicht wäre ich glücklich! O, wie viel tausend Mal glücklicher als jetzt wenigstens. Als jetzt, wo ich nicht einmal eine Klage habe. Denn auf jede Klage muß ich mir mit Selbstverachtung zurufen: Du hast Dich zu einem viel höheren Preise im Leben angebracht, als Du werth bist. Was Du aus Dir allein noch machen konntest, das hast Du aus Dir gemacht, und es ist vielmehr als Du verdienst! ... Dieser Mann liebt mich! Der Unglückliche! Wie wunderbar blind können wir die Ruinen unseres Schicksals anstarren, ohne den Sinn zu sehen, der so deutlich ist!"

Siebentes Kapitel.

Die jungen Leute.

Während Ferdinand nun auf das Ergebniß von Gröbler's Briefen harrte, war eines Abends eine etwas abenteuerlich aussehende Figur in sein Wohnzimmer eingeführt worden, wo er eben bei Adelen saß und ihr aus den Tagesblättern vorlas. Es war ein junger Bursche von 14 bis 15 Jahren, in dem Ferdinand erst nach einer Weile seinen Schützling Karl erkannte. Seine stämmige Gestalt war halb versteckt hinter der großen Jagdtasche aus abgeschabtem Seehundsfell, die an seiner Seite hing; er trug eine graugrüne Jagdjoppe, die ein Dorfschneider wohl aus einem zu weiten Gewand seines Vaters mit mehr Rücksicht auf das Bedürfniß freier Bewegung als Eleganz des Schnittes hergestellt hatte, und sah mit den, in dunklen Strähnen um seinen ausdrucksvollen Kopf hängenden Haaren und

den dunkel blitzenden Augen so verwegen seinen Gönner an, daß Adele über diesen Zuwachs zur Hausgenossenschaft ein wenig erschrak. Doch begann das kecke und wie es schien tiefgründige Wesen des Knaben sie anzuziehen, als diesem die Tasche mit den Sachen, die ihm die Mutter mitgegeben hatte, abgenommen war, und er, mit Thee und allerlei Eßwaaren in den Stand gesetzt, seinen Reisehunger zu befriedigen, aufthaute und nun Ferdinands Fragen nach der Mutter und ihrer Lage beantwortete. Er hatte auch einen Brief von der Mutter an Ferdinand, den er jetzt aus der Jagdtasche hervorholte und den Ferdinand mit großer Spannung aufriß. Dieser fand darin jedoch nur Karls Taufzeugniß und einige vertrauensvolle und doch sorgliche Worte der Frau Dransfeld, die ihm den Knaben an's Herz legte und um seine Nachsicht für ihn bat, wenn er anfangs ein wenig störrisch und unlenksam sein sollte — er habe es nie mit einem festen und entschiedenen Willen, der ihm entgegen getreten sei, zu thun gehabt, und sei deshalb immer wie ein junger Wilder gewesen; aber er sei auch klug und überlegend genug, daß er sich beugen werde, wo er sich einer Kraft, die ihn bemeistern könne — sein guter armer Vater habe diese nicht besessen — gegenüber sehe. Der Brief war gebildeter und in gewählteren Ausdrücken abgefaßt als Ferdinand es von Frau Dransfeld erwartet hatte;

aber er machte ihn doch ein wenig besorgt, wie ihm das Erziehungswerk, das er sich in der Wärme der Theilnahme für die arme Familie seines alten Bekannten Emil aufgeladen hatte, gelingen werde. — „Von Briefen," fügte Frau Dransfeld in einer Nachschrift hinzu, „habe ich in dem Nachlaß meines seligen Mannes nichts mehr gefunden." —

Während Ferdinand von diesen Zeilen in Anspruch genommen war, hatte Adele begonnen, Karl nach dem Loose der zurückgelassenen Seinigen zu fragen und Karl berichtete, daß die Collegen seines Vaters von den nächstgelegenen Förstereien alle zum Begräbniß gekommen seien, und auch der Herr Oberförster selbst, und daß dieser die Mutter versichert habe, er werde ihr auswirken, daß sie noch ein ganzes Jahr in dem Forsthause von Vellinghausen wohnen bleiben dürfe, und daß sie eine Pension bekomme, und damit werde sie dann nach Ehlern ziehen, wo die jüngeren Geschwister in die Schule gehen und die Mutter auch noch viel verdienen könne, wenn sie Handarbeiten mache, denn es fehle da auf dem Dorfe ganz an einer geschickten Frau, die nicht allein nähen, sondern die Kleider auch zuschneiden könne. Das Alles kam denn freilich nicht im Zusammenhang aus dem schweigsamen Burschen heraus, sondern mußte von Adelen durch Fragen einzeln ihm abgelockt werden.

„Und was treiben wir nun zunächst zusammen, Karl?" fragte Ferdinand ihn dann. „Du mußt nun jedenfalls zuerst einige Jahre eine Schule besuchen, damit Du im Stande bist, Dich in irgend einem Geschäft zu bewähren, entweder Förster wie Dein Vater, oder Soldat, oder ein Subalternbeamter zu werden; auch Maschinenbauer, oder Bergmann, oder Werkführer in einer Fabrik kannst Du werden, wenn Du fleißig und tüchtig bist. Du hast Zeit, Dich darüber zu entscheiden. Wir sind zu weit im Jahre, als daß ich Dich jetzt auf eine Schule geben könnte; wir müssen bis zu Ostern damit warten, wo ein neuer Kursus beginnt; und unterdeß werde ich Dich auf meinem Bureau beschäftigen, damit Du nicht müssig bist."

„Was werde ich da thun müssen?" fragte Karl kleinlaut.

„Schreiben."

„Nur schreiben? Und dann werde ich in die Schule gehen müssen?"

„Ein paar Jahre wirst Du das müssen. Das ist nun einmal aller Menschen Loos, sich in die Gefangenschaft der Schule zu geben. Du mußt den Wald und seine Freiheit vergessen. Je rascher Du Dich dazu entschließest, desto eher wirst Du dann wieder als freier Mann auf Deinen eigenen Füßen stehen und Deiner Mutter helfen können. Wenn Du sehr fleißig und

sehr brav bist, werde ich Dich in zehn Jahren zu einem Herrn Amtmann machen können, und dann bist Du ein geachteter, von Vielen beneideter Mann."

Adele sah, daß ein ganz eigenthümliches Zucken durch Karls Gesicht ging; sie glaubte auch, daß sie eine Thräne an seinen Wimpern hängen sehe; und da sie nicht glaubte, daß dies eine Freudenthräne sei, die der Gedanke an das Glück, einst ein Amtmann werden zu können, ihm entlockt habe, legte sie theilnahmvoll die Hand auf seinen Arm und sagte:

„Ich sehe, das Alles gefällt Dir nicht, Karl — so sag' einmal ganz frei aus dem Herzen heraus — was möchtest Du?"

„Ich möchte am liebsten nicht in die Schule," sagte Karl, „sondern auf die See und in fremde Länder, um da wilde Thiere zu jagen; ich habe Bücher darüber gelesen, wie man es macht; und wenn ich dann eine Schaar zusammen hätte: Löwen, Tiger und Nilpferde, dann brächte ich sie nach Hamburg, wo man sie theuer verkaufen kann ... für zoologische Gärten ... man erhält oft viele tausend Thaler dafür ..."

Adele lächelte und Ferdinand sagte:

„Vorausgesetzt, daß man das Geld hat für solche kostspielige Expeditionen in ferne Welttheile, was uns vorderhand mangelt, mein guter Junge. Uebrigens seh ich zu meiner Freude, daß Dein Trieb in die Weite

und in Kämpfe mit den Ungeheuern der Wüste nicht ein bloßer romantischer Jugenddrang, sondern stark mit einer industriellen Nebenabsicht verknüpft ist. Das spricht für Deine Fähigkeit, den Geist der Zeit zu fassen und Dich klüglich mit den realen Verhältnissen aus einander zu setzen. Ich muß da die Flagge vor Dir streichen; ich in Deinem Alter hätte einem romantischen Fluge meiner jugendlichen Einbildungskraft einen so praktischen Abschluß zu geben nicht die Ueberlegung gehabt. Wir können ja auch sehen, ob Du als erwachsener Mensch noch auf dieser ein wenig ungewöhnlichen Berufswahl bestehst. Unterdeß mußt Du einräumen, daß Dir dazu vorher sehr viel zu lernen nöthig wäre: fremde Sprachen zuerst, um Dich in der Fremde verständlich zu machen; dann Erdbeschreibung und Naturkunde und noch manches Andere; und so wird denn wohl nicht zu ändern sein, daß wir nächstens mit dem Besuch der Realschule beginnen. Wie denkst Du darüber?"

Karl sah mit einem blitzenden Blicke Ferdinand an. Es war offenbar etwas in dessen ironischem, scherzendem Tone, was ihn reizte. Dann wandte er sein Gesicht Adelen zu und die Augen voll und vertrauensvoll zu ihr aufschlagend, sagte er nach einer Pause:

„Meinen Sie es auch?"

„Gewiß, es geht nicht anders, als mein Bruder es Dir sagt, Karl. Das mußt Du ja selbst begreifen!"

Er nickte mit dem Kopfe. „Ich will auch in die Schule gehen,“ sagte er. „Und wenn ich bis dahin schreiben soll, so will ich für Sie schreiben.“

„Für mich? Gut, das sollst Du auch. Nur muß ich Dir sagen, daß ich höchstens einmal einen hübschen Vers, den ich gelesen habe, oder ein gutes Kochrecept abzuschreiben habe; dazu sollst Du denn mein Sekretär sein; da es Dich aber doch nur sehr wenig beschäftigen würde, so darf ich Dich in Deinen Mußestunden dann wohl bitten, meinem Bruder bei seinen Schreibereien beizustehen, nicht wahr?“

Karl nickte und fuhr dann fort, Adele anzusehen, gerade als ob er ausfindig machen wollte, wie sie es verstehe, die Leute so unterwürfig unter ihren Willen zu machen, bis sie ihn in das ihm bestimmte Stübchen führte, wo seine reisemüden Glieder bald ein tiefer Schlaf erquickte. —

Als Adele zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, sprachen Beide noch lange von dem eigenthümlichen Wesen des Knaben, in dem sich in seltsamster Weise eine hinter seinen Jahren zurückgebliebene Kindlichkeit mit einer frühreifen Berechnung und Schlauheit zu verbinden schien, und von der Aufgabe, dieses verwilderte Gewächs in die richtige Entwicklung zu bringen, eine Aufgabe, die, wie Adele voraussah, hauptsächlich ihr zufallen würde — bei dem, was auf Ferdinands

Gemüth lastete und ihn innerlich so intensiv beschäftigte, war er sicherlich wohl nur ein mittelmäßiger Erzieher!

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages erwartete Adele den Besuch Irenens. Sie saß ihrer harrend an ihrem Fenster im Schatten des alten Münsters und horchte, halb widerwillig, halb angezogen von den wunderlichsten Passagen, auf das Orgelspiel des verrückten Organisten, der einmal wieder drinnen seinen barocken Phantasien Luft machte. — Irene aber kam nicht und überließ ihre ältere Freundin ihrem einsamen und schwermüthigen Kunstgenusse, dem Lauschen auf die seltsame Stimme, womit der alte verfallende Dombau in wunderlichen Lauten seinen Ansichten und Gedanken über die Dinge dieser irdischen Welt dem Winde mitzutheilen schien, der durch seine Strebebogen und über seine Dächer dahinfuhr und dabei mit einer ausgelassenen und wilden Frechheit alles auszupfeifen und zu verhöhnen schien, was die Kirchenstimme ihm in klagenden Bußpsalmentönen ausschüttete . . . er war wie der Sturm der Zeit, der mit wilder Verachtung dahinbraust und verweht, was die Stimme der Bildungen alter Tage und hinter uns liegender Jahrhunderte spricht!

Irene war nicht gekommen und doch war sie nahe, doch horchte in diesem Augenblicke auch sie auf die Klänge, die durch den alten Bau rollten und an seinen

Gewölben erstarben. Oder besser sie horchte nicht darauf, sondern auf eine ganz andere Stimme, die ihr, wenn auch gerade jetzt nicht viel heiterer als das schwermüthige Orgelspiel, doch viel wohllautender tönte als alle Stimmen der Welt. Es war die William Kronhorst's.

Oben in einem der Kreuzesarme des Münsters öffnete sich eine rundbogige Thüre auf einen Kreuzgang, welcher den kleinen ehemaligen Begräbnißplatz der Stiftsdamen umschloß. Es war ein malerisches Stück mittelalterlicher Romantik, das einsam und verlassen mit seinen auf gekuppelten Säulchen mit uralter Ornamentik ruhenden offenen Rundbogen dalag. Am anderen Ende führte eine Thüre in eine schmale wenig belebte Gasse, und so wurde der Kreuzgang von manchem der Beter, die aus dem Münster kamen, zum Durchgang benutzt; um diese Stunde jedoch war kein Beter in der Kirche und der stille Ort wie ganz gemacht zu dem heimlichen Stelldichein, das sich William Kronhorst und Irene hier gegeben haben mußten — Irene gewiß nicht ohne großes Widerstreben und peinliche Beängstigung — aber es war ja freilich nicht anders möglich gewesen, sie hatte William sprechen müssen, es war ein so schreckliches, gar nicht zu umgehendes Muß gewesen!

Und so saßen sie denn jetzt unter einem der offenen

Rundbogen, auf der niederen Plintenmauer, über der die gekuppelten Säulchen sich erhoben, den Rücken einem alten Hollunderstamme zugekehrt, der hier in diesem Reiche der Schatten einen ganz überflüssigen Schatten mehr über sie warf; und während der junge Mann seinen Arm um Irenens in ein unscheinbares graues Tuch gehüllte Schulter gelegt hatte, hielt Irene in ihren vor Aufregung zitternden Händen ein Papier, welches Beide mit der Miene großer Spannung durchlasen; das heißt, Irene las und William folgte mit den Augen den Worten, welche sie halblaut aussprach. „Nun habe ich Ihnen, mein liebes Kind,“ las sie eben, „in kurzen Andeutungen ein Bild von dem Leben gegeben, welches hinter mir liegt und durch das ich geworden, was ich heute bin: ein Mann, der aus dem Kampfe manche Narbe davontrug und aus der Arbeit eine schwielige Hand; der aber fühlt, daß er nicht länger so weiter leben kann im Kampf blos um des Kampfes, in der Arbeit, blos um der Arbeit willen. Eine Natur wie die meine hält es lange aus, ohne alles Glück in der Gegenwart immer nur der Zukunft entgegen zu leben, mit ebenso zuversichtlichen als unbestimmten und dunklen Vorstellungen von dem Glück, das die Zukunft bringen wird. Endlich aber kommt doch eine Stunde, wo auch eine solche Natur einsieht, daß der Strom ihres Lebens, der sie der Zukunft entgegen trägt, nicht,

wie sie gewähnt hat, immer breiter, siegreicher und mächtiger dahinfluthet, sondern immer schmaler, dürftiger und seichter wird, und statt in einem stolzen weltumrollenden Meere zu münden, sich im Sande zu verlieren droht. Und das ist die Stunde, wo auch sie wie Faust ausruft: ‚Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor Allem der Geduld!‘ Doch das sind nicht die richtigen Dinge, sie einem jungen Mädchen, wie Sie sind, zu sagen. Sie werden mich viel eher verstehen, wenn ich mit schlichten Worten Ihnen sage, daß der Druck der Einsamkeit, der Sehnsucht nach einem Stück Gemüthslebens, wie es glücklichere Männer führen, deren häusliche Herdflamme die zufriedenen Mienen von Weib und Kind bescheint, mich erfaßt hat, — so sehr, daß ich, der sich Jahre lang damit begnügte, mit meinen Gedanken bei Ihnen zu sein, diesem Gedanken endlich Worte geben muß. Sagen Sie mir nun also, wie Sie leben, mit welchen Gefühlen Sie an den Ihrigen hängen, mit welchem Glück Ihre jetzige Lage und die Dinge rund um Sie her Sie erfüllen; sagen Sie mir Alles und vor Allem, ob es Ihnen das Herz brechen würde, wenn ein Mann, der heilige Rechte auf Sie besitzt, heiligere als irgend ein Mensch, diese Rechte geltend machte und von Ihnen alle Liebe und alle vertrauende Hingebung forderte, wie sie etwa eine Tochter für ihren Vater empfinden

kann. Das ist das Wichtigste, das Entscheidenste von Allem, die Frage, ob es Sie für immer unglücklich machte, Ihren jetzigen Lebenskreis verlassen zu müssen, ob der Gedanke, daß Sie durch Ihre Gegenwart einem vereinsamten Manne ein unendliches Glück bereiteten, Sie dafür niemals entschädigen könnte? Wenn das wäre, wenn Sie mir diese Erklärung, die mir das Herz abstoßen würde, machen müßten — dann, nun dann müßte ich die Kraft zu haben suchen, meine Rechte zu vergessen und mein Verlangen als ein zu egoistisches zu unterdrücken, und weiter zu harren, bis unsere Schicksale auf anderem Wege zusammengeführt werden — eine Hoffnung, die ich nicht aufgeben könnte! Ich könnte Ihnen noch viel sagen, wie ich Sie theuer halten und auf Händen tragen würde, aber darüber will ich hinweggehen; ich habe Ihnen meine Frage ganz schlicht und einfach gestellt, und ich will nichts hinzusetzen, nichts, was Ihre Entscheidung, Ihre Antwort weniger frei machen, was Sie bestechen könnte. Ein so junges Herz, wie das Ihrige, ist zur Schwärmerei geneigt, und meine Worte könnten chimärische und überschwengliche Vorstellungen in Ihnen erwecken, wenn ich das Leben, das Sie an meiner Seite erwartet, Ihnen schilderte; und wenn Sie dies später einfacher und unbefriedigender fänden, als Ihre Phantasie es sich ausgemalt hätte, so würde mich das sehr unglücklich machen.

Und ich hoffe ja auch, es ist nicht nöthig, daß ich eine große Beredtsamkeit aufwende, um Ihren Entschluß zu bestimmen; das Gefühl Ihres Herzens muß den Ausschlag geben und das Gefühl läßt sich nicht überreden — aber es muß und wird laut in Ihrer Seele reden, jetzt wo ich Ihnen genug gesagt habe, um Sie ahnen und durchschauen zu lassen, wie nahe wir uns stehen, welche Rechte die Natur uns auf einander gab. Antworten Sie mir so bald wie möglich. An das Gelöbniß zu schweigen, welches Sie mir in Ihrem Briefe bereits gaben, brauche ich Sie nicht zu erinnern! Adresse bleibt: P. B. New-Castle on Tyne Poste restante." —

In der That, es war ein seltsamer Brief, aus dem die beiden jungen Leute eben dieses Stück gelesen, und wenn Irene in der Antwort, welche sie auf einen früheren ähnlichen und von derselben Hand gegeben, das erbetene Schweigen gegen Jedermann gelobt hatte, so war es ihr doch nicht übel zu nehmen, daß sie heute in ihrer tiefen Erregung sich damit zu William geflüchtet hatte und ihm in dem schattenhaften Winkel, in welchen sie sich ihren Geliebten bestellt, den dunklen Schatten anvertraute, den diese Briefe plötzlich auf ihr junges Leben geworfen.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, William, in welche Noth und in welche Angst mich die Sache stürzt!" sagte

sie jetzt zu ihm aufschauend und dem Blicke voll stummer Betroffenheit, der sie anstarrte, begegnend.

„Du brauchst es mir nicht zu sagen, denn ich kann es vollständig mit Dir fühlen,“ versetzte William. „Arme Irene! Es ist eine unbegreifliche Sache! Eine entsetzlich unbegreifliche Sache! Unbegreiflich aber auch, wie der Mann, der Dir diese unverständlichen Briefe schreibt, es über's Herz bringen kann, Dich damit zu ängstigen und zu quälen, Dich in die dunklen Räthsel zu ziehen, von denen diese Briefe voll sind ... es ist ja ganz schrecklich und unverantwortlich, Dich damit in einen solchen wahren Jammer zu stürzen!“

Irene seufzte und schüttelte den Kopf.

„Er kann wohl eben nicht anders,“ sagte sie beschwichtigend. „Er hat Niemand, der ein ihm freundlich gesinnter Vermittler bei mir werden könnte. Du siehst ja, wie traurig allein er steht. O, ich habe so großes, großes Mitleid mit ihm. An Dich konnte er doch auch nicht schreiben. Von Dir weiß er ja nichts. So muß er sich wohl ohne Umweg an mich selbst wenden — denn sieh, William, er hat doch sicherlich Rechte auf mich, das scheint mir klar ...“

William nickte.

„Das scheint mir auch — unleugbare Rechte — wir können auch ahnen, welche! Es hilft uns nichts, das nicht verstehen zu wollen.“

William schwieg, und auch Irene schwieg; sie legte, während leise eine Thräne über ihre Wangen rollte, ihren Kopf an Williams Brust. Dieser beugte sich leise und küßte die Thräne fort; dann schlang er dichter den Arm um sie und so saßen sie Beide stumm da, lange, lange Zeit, und sahen in das Dunkel, das wie ein schwerer und schwerer werdender Vorhang von obenher über die graue, ihnen gegenüberstehende Wand des Kreuzganges niedersank.

„Du hast mich lieb, William, nicht wahr, Du?" sagte Irene endlich, sich aufrichtend. „Du allein, die Anderen Alle nicht. Weshalb ließen sie mich sonst im Dunkeln über so schreckliche Dinge? Weshalb ist nicht Einer, zu dem ich mich flüchten und den ich jetzt fragen könnte, von dem ich die volle Wahrheit erfahren würde? Glaubst Du, daß meine Mutter oder daß Tante Else sie mir sagen würde, die Wahrheit? . . ."

„Du hast Dein Wort gegeben, ihnen nichts zu sagen," fiel William ein. „Und daß sie Dir bisher nicht andeuteten, daß der Ursprung Deines Lebens einen dunkeln Hintergrund wunderlicher und unerklärlicher Verhältnisse habe, das kannst Du ihnen nicht als Lieblosigkeit auslegen; ich habe es ja soeben noch lieblos und egoistisch von diesem fremden Manne, der Dir solche Briefe schreibt, genannt und finde es abscheulich, Dein reines Gemüth damit zu ängstigen und zu erschüttern!"

„Es erschüttert mich nicht so, wie Du fürchtest, William. Ich denke nicht so viel an diesen Mann, der Rechte auf mich zu haben behauptet, als ich an Dich denke. Du hast noch bessere Rechte auf mich, William, nicht wahr, Du hast sie? Daran denke ich, daß ich zuerst Dir gehöre ... sag' es, William, zuerst gehöre ich Dir, dann erst den Anderen ... willst Du es sagen?"

„Ich will es," versetzte William, mit seiner Linken ihren Kopf an seine Brust drückend und mit seinen Lippen ihren Scheitel berührend; „ich habe die ersten Rechte auf Dich, weil Du meine Braut, meine Seele und mein Leben bist ... und diese Rechte soll auch Niemand kränken, Niemand in sie eingreifen, wer auch kommen mag. Und wären's alle Mütter und alle Väter der Welt. Mein Vater ist gut, sehr gut, Irene, ich liebe ihn unaussprechlich. Aber in mein Recht auf Dich lasse ich auch ihn nicht eingreifen."

Sie erhob ihr Gesicht, und Williams Kopf mit beiden Händen fassend, zog sie seine Lippen auf die ihren nieder.

„Nun sag', William," hub sie dann nach einer langen Pause wieder an, „was soll ich thun? Ich will thun, was Du sagst!"

William sann eine Weile nach.

„Es ist möglich," antwortete er alsdann, „immer

noch möglich, daß Alles das, was in den Briefen steht, ein Plan der Hinterlist und des Betruges ist, eine Intrigue, die Dich hintergehen und vielleicht um Dein Vermögen bringen soll, oder sonst eine dunkle, verbrecherische Absicht hat. Es ist das möglich. Aber der Ton, der in diesen Briefen herrscht, ihr ganzer Inhalt macht es nicht wahrscheinlich; und wir Beide haben den Eindruck, als ob wir daraus die Stimme eines wahren und redlichen Gefühls hörten . . ."

Irene nickte.

„Ich habe es!" sagte sie.

„Du hast es und ich habe es ebenfalls. Darum," fuhr William fort, „würde ich an Deiner Stelle antworten, daß Du die Erklärung, welche von Dir gefordert würde, nicht ablehntest, zu geben, wenn Dir die ganze Sache klarer gemacht würde. Es sei nur halbe Wahrheit, die Dir gegeben worden und Du verlangtest die volle. Du verlangtest auch die Erlaubniß, darüber reden zu dürfen. Mit Adele v. Schott zum Beispiel! Du solltest schon jetzt mit Adele v. Schott, der Du jedes Vertrauen schenken darfst, reden. Es wäre sicherlich gut, wenn Du solch eine kluge und Dir mütterlich gesinnte Freundin auch um Rath angingest, wie Du die Antwort einrichten sollst."

„Es wäre gut," versetzte Irene, „aber jetzt darf ich es ja noch nicht! Doch sprich Du weiter, William;

sag' mir, wie Du mir räthst, die Antwort einzurichten."

„Wie ich sagte; Du mußt rückhaltslosere Aufklärungen verlangen."

„Und dann, wenn er sie gibt?"

„So müssen wir weiter überlegen. So müssen wir sehen, ob sie so sind, daß sie Dich zu einer völligen Aenderung Deiner Lage und Deines Schicksals veranlassen müssen. Wäre es so, dann, denke ich, brauchen wir Beide nicht dabei zu verzweifeln. Denn sieh, wenn Du plötzlich mitten in ganz andere Verhältnisse gestellt würdest, mit einem anderen Namen in eine ganz andere Welt —"

„Es wäre doch schrecklich, doch entsetzlich!" rief Irene, wie plötzlich von diesem Gedanken ganz übermannt und sich das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, aus.

„Es möchte für Dein Gefühl im ersten Augenblick etwas Schreckliches haben," fuhr William fort, „aber Deine eigentliche Welt, die Welt Deines Herzens bliebe doch dieselbe, unsere Liebe, die nichts ändern kann; und dann sieh, dann würde mein Vater doch gewiß Dich mit anderen Augen sehen und es würde, es müßte eine Aenderung in seinem harten Entschlusse, in seinem Willen, uns zu trennen, hervorbringen!"

„Glaubst Du das?"

„Ich hoffe es sicher.“

Irene schwieg. Aber es mußte ein großer Trost für sie sein, was William gesagt hatte. Sie richtete ihr Haupt auf, trocknete die Thränen ab, sprang von ihrem Sitze herunter und mit den Worten:

„Ich muß heim, es ist die höchste Zeit, daß ich heim eile!“ preßte sie flüchtig die Lippen auf seine Wangen und eilte davon, in das Dunkel des Kreuzganges hinein, daß William ihr kaum folgen konnte.

Achtes Kapitel.

Herr Kronhorst und sein Fest.

Einige Tage darauf versammelte ein großes Fest, welches der Geheimerath Kronhorst gab, die vornehme Gesellschaft der Stadt und der nächsten Umgegend auf seiner Villa. Else hatte sich derselben entziehen wollen, aber der Fürst seinen Wunsch, sie daran Theil nehmen zu sehen, in die ziemlich gebieterisch ausgesprochene Bemerkung gekleidet, daß ihr Ausbleiben eine Kränkung für den Geheimerath und die Gesellschaft bilden würde und daß er ihre Begleitung erbitten müsse. So warf sie sich denn in die lange nicht mehr getragene große Toilette und bestieg mit dem Fürsten und der Hofdame, als die Stunde gekommen, den Wagen, der sie hinbringen sollte. Schon in der vom Schlosse Achsenstein zur Stadt herabführenden Allee erblickte man die Villa am anderen Flußufer drüben in vollem Glanze

leuchtend. Alle Fenster strahlten weit in die Nacht hinaus — auf den mächtigen Terrassen, die den Raum zwischen dem Flußufer und dem Wohngebäude ausfüllten, waren Pechfackeln und Schalen entzündet, welche die nächste Umgebung taghell machten und den dunkeln Strom darunter aufblitzen ließen. Als der Wagen der fürstlichen Herrschaften nach einer Fahrt von kaum 20 Minuten an dem Thorhause der Villa angekommen war, signalisirte eine Telegraphen-Einrichtung die Ankunft des geehrtesten Gastes; Herr Kronhorst bekam dadurch alle Muße, sich auf dem Perron der breiten Vortreppe vor seinem Hause aufzustellen, um hier den Fürsten und die Fürstin zu empfangen, während rechts und links, in zwei Kompagnieen abgetheilt, eine geschmackvoll uniformirte und militärisch organisirte Truppe aufgestellt war, die zu den Kronhorst'schen Werken gehörende und aus seinen Arbeitern gebildete Feuerwehr.

Der Geheimerath bot nach der ersten Begrüßung der Fürstin den Arm und führte sie in die Empfangshalle und die breiten Marmorstufen hinauf, die wie durch einen Wald exotischer Gewächse emporstiegen; der Fürst mit der Hofdame folgten in die prachtvollen mit dem ganzen Luxus eingerichteten Gemächer, den unser modernes Handwerk, wenn es im Dienst des Reichthums sich zur Kunst erhebt, herzustellen weiß. Es

gab eine Zeit, wo ein ähnlicher, vom Kunsthandwerk getragener Luxus nicht blos die Fürstenschlösser schmückte, sondern auch in die Häuser der reichen und wohlhabenden Bürger drang, und fast jedes Haus des einzelnen Städtebewohners mit schön geformtem Geräth und kunstreich angefertigtem Geschirr erfüllte, mit jenen alterthümlichen Möbeln, gewirkten Teppichen, geschnitzten Bildwerken und Gefäßen, auf deren vereinzelte Reste heute unsere Liebhaber mit so viel Begierde fahnden. Jene Zeit ist dahin, die Stürme des sechszehnten, siebenzehnten Jahrhunderts haben unser Volk verarmt und in den Wohnungen von vor 100 oder 50 Jahren stellte sich diese Verarmung in einem Bild äußerster Nacktheit und Dürftigkeit dar. Das hat die Gegenwart fast mit zauberhafter Schnelligkeit verändert; die Zeit der Renaissance ist wie im geistigen Leben so auch im Kunstgewerbe wieder da, und was dieses erzeugt, wird es einst nicht den Alterthümlern und Sammlern der Nachwelt als Schöpfung der zweiten Renaissance noch viel höher im Werthe stehen, mit viel reicherem Schönheitssinn und viel höher entwickelterer Technik gestaltet erscheinen? Wir glauben es, und wenn auch über den Geschmack nicht zu streiten ist und wir alle großen Namen in Ehren halten — der Luxus, der die Gäste des Geheimeraths Kronhorst in seinen Gesellschaftssalons und seinem Speisesaale umgab, ging doch

sehr weit über die Erzeugnisse der alten Goldschmiede von Florenz, der Glasbläser von Venedig oder der Thonformer und Farbenbrenner und Schmelzkünstler von Pesaro und Faenza hinaus. Der Glanz dieser Hunderte von schönen Sachen, dieser vortrefflichen Marmorbildsäulen unter Palmen und grünem Blättergeranke, dieser silbernen Tafelaufsätze, dieser prachtvollen Seidenstoffe und Teppiche überstieg so sehr die Mittel eines bescheiden situirten fürstlichen Hauses, daß es Gottlieb Anton nicht mit Neid erfüllen konnte; es lag jenseit jedes Neides, darüber hinaus und auf der anderen Seite lag es ja auch tief unter der Höhe, auf welcher ein Aristokrat des höchsten Ranges durch sein fürstliches Bewußtsein gestellt ist. Nur um eines beneidete der Fürst den Geheimerath Kronhorst — um seine Pferde, um den Stall, der ein Gegenstand seiner besonderen Leidenschaft war — auch in dieser ganz aristokratischen Spezialität durch den bürgerlichen Fabrikanten geschlagen zu werden, war dem Fürsten doch etwas bitter. Auch begann er, als Herr Kronhorst seine geehrtesten Gäste zu den ihnen reservirten Fauteuils am oberen Ende des Hauptsaales geführt hatte, wo sie sehr bald von einer Art von Hof derer, die sich beflissen um sie drängten, umgeben waren, sogleich sich nach seinen alten Bekannten, den schönsten Thieren des Geheimeraths zu erkundigen und seine hyppologische Weisheit zu entwickeln.

Else beantwortete unterdeß ziemlich wortkarg die Huldigungen der adeligen Herren und Officiere aus der Nachbarschaft, welche sich ihr nahten, während ihr Blick wie suchend in den Gruppen der geputzten bunten Menge, die den Saal füllte, umherirrte. Sie sah wunderbar schön und strahlend aus ... es lag ein Zug sanfter Trauer auf ihren nur wenig gerötheten Zügen und es war ein Beweis der Widerstandskraft ihres Naturells wider alles Aeußere, was uns erregen und beirren und mit sich fortreißen kann, daß trotz der heiteren Feststimmung, die sie umgab, trotz all der buntwechselnden Eindrücke, Menschen und Unterhaltungen, dieser Ausdruck ihrer Züge den ganzen Abend mit einer Beständigkeit, die auf einem so schönen Antlitz etwas Rührendes hatte, unverändert blieb.

Ferdinand, der sie aus der Ferne beobachtete, war zu Muthe, als erblicke er in ihr danz dieselbe Erscheinung wieder, welche ihn einst vor Jahren, am Verlobungstage ihrer Schwester Mathilde so geblendet und unterjocht hatte. Ihm war, als hätten all' die Jahre, die seitdem vorübergegangen, ihrer Schönheit nichts genommen und sie nur noch gesteigert durch einen Ausdruck edleren Ernstes und weihevoller Würde. Und dann legte sich ihm wie ein quälendes angsterfüllendes Gefühl das Bewußtsein auf die Brust, daß er dies schöne und hohe Weib mit einem bösen Argwohn

verfolge, daß er wie ein rastloser Spürer ihrer Vergangenheit, die doch voll Leid und Kampf gewesen sein mochte, nachgehen, mit schmählichen Polizeimitteln sie umgarnen wolle — es kam etwas wie Selbstverachtung über ihn — er hätte in diesem Augenblicke fliehen und sich retten mögen vor sich selber in eine völlig andere Welt, wenn es nur eine Welt gegeben hätte, in welcher er Frieden zu finden gewußt hätte! Am liebsten hätte er ihr offen und unverhüllt Alles, Alles gesagt und hätte ihr dann die Hand gereicht und gesprochen: „gib mir wenigstens als ein Recht der Freundschaft das Recht auf Dein Geheimniß; empöre Dich nicht darüber, daß es still und verschlossen vor Jedermann in meiner Brust ruht, räume mir ein, daß dies die Stätte ist, wo es in sicherer Hut aufbewahrt werden muß!“

Aber würde sie, sie, das stolze Weib, ihm die dargestreckte Hand reichen; würde sie ihm die Antwort geben, die ihn glücklich machen würde? Nein, sie würde aufflammen, und vielleicht nur wünschen, daß sie ihn und mit ihm Alles was er wußte, und Alles, was in ihm lebte, tödten und vernichten könne!

Unterdeß hatte die Tanzmusik begonnen und der Geheimerath bat Else, den Ball mit ihr eröffnen zu dürfen. Der Fürst folgte mit einer adeligen Dame aus der Nachbarschaft, deren Gemahl Adele v. Schott

führte und in bunter Reihe schloß sich der endlose Zug der Polonaise daran, um nach langen Schlangenwindungen sich im Ballsaal aufzulösen und der bevorrechteten Jugend das gebohnte Parket als Wahlplatz zu überlassen. Neben dem Fauteuil, in welchem sich Adele niederließ, um dem Tanze zuzuschauen, hatte sich dann bald der Geheimerath eingefunden; er hatte schon öfter ein gewisses Interesse für die anziehende und trotz der vorübergegangenen ersten Jugend noch immer schöne Schwester Ferdinands an den Tag gelegt. Ein sehr gewinnendes und eigenthümlich verschönerndes Lächeln lag auf den feingeschnittenen Zügen des hochgewachsenen Mannes, denen sonst das Gepräge strenger Festigkeit, wie es die anstrengende Arbeit gibt, aufgedrückt war. Sie sprach mit ihm von der Schönheit seiner Festräume und er antwortete darauf mit einer gewissen, für sein Gemüth einnehmenden Bewegung in der Stimme, daß er ursprünglich wenig Sinn für das Alles gehabt und ein, er müsse fürchten, sehr ungeschlachter Maschinenschmied gewesen, bis seine vor mehreren Jahren ihm durch den Tod entrissene Frau seinen Anschauungen eine idealere Richtung und seinem Leben den Rahmen einer schöneren Umgebung, der ihm jetzt in hohem Grade Bedürfniß geworden, gegeben habe; ein Bedürfniß um so mehr, als er jetzt den Kultus des Schönen und der Kunst zugleich als Kultus des

Andenkens seiner Frau auffasse. Große, durch mühevolle Anstrengungen erreichte, von jahrelangen Enttäuschungen, Verlusten und Sorgen begleitete und deshalb durch ein schweres Leben bezahlte industrielle Entdeckungen hätten ihm die Mittel zudem in so reichem Maße geboten, daß er die Verpflichtung zu haben glaube, diese Mittel zur Förderung der Kunst, der Wissenschaft und jedes ehrlichen Strebens zu gebrauchen, welches der Art sei, daß es nur bei der Unterstützung durch reiche Mittel an's Ziel kommen könne. „Wenn Sie," sagte er, „durch langes Streben oder auch nur durch den bloßen Zufall etwas ermittelten, fänden, entdeckten, was Tausenden zur Wohlthat werden kann, ein Mittel, um Kranken große Schmerzen zu lindern, oder auch nur etwas, um bei einer Arbeit eine große Mühe zu ersparen, oder gar etwas, das irgend eine Wissenschaft einen Fortschritt thun ließe, so würden Sie sich gewiß für schlecht und verächtlich halten, wenn Sie Ihren geistigen Schatz daheim in Ihren Schreibtisch verschlössen und ihn Niemanden zu gute kommen ließen als höchstens sich selbst. Ich halte für ebenso verächtlich als schlecht jeden Reichen, der seinen Schatz in seine Truhe verschließt, ohne ihn mitzutheilen, um damit edle Bestrebungen zu fördern und sowohl dem Ganzen zu nützen, wie dem Einzelnen hilfreich beizustehen."

„Ich stimme Ihnen darin so sehr bei,“ fiel Adele ein, „daß ich nicht einmal sagen möchte, das ist edel gedacht, sondern nur richtig gedacht.“

„Aber,“ fuhr der Hausherr zu Adelen fort, „man wird denn freilich auch früher der Märtyrer dieses „richtigen Gedankens“, als Sie es wohl glauben. Das Ende vom Liede ist sehr bald, daß man mit einer solchen Fülle von Dingen umgeben ist, daß sie zu einer förmlichen Last werden, daß man sie nicht mehr übersehen kann, daß sie uns vollständig fremd werden und das befriedigende Gefühl des Besitzes, welches den, der weniger hat, erfüllt, gar nicht mehr für uns existirt. Der Begriff Eigenthum ist überhaupt etwas, das nur eine gewisse Elasticität und seine Grenzen hat, über die hinaus die Menschenseele nicht die Fähigkeit hat, ihn zu strecken und auszudehnen. Es ist eine Decke, nach der man sich, wenn sie kurz ist, strecken, d. h. zusammenziehen, aber wenn sie lang ist, nicht ausdehnen kann. ‚Mein Eigenthum‘ — glauben Sie, ich fühle mich stolz und befriedigt als Eigenthümer Alles dessen, was die Menschen als mein unbestrittenes Eigenthum betrachten? Dieser bedeutenden Geldsummen, die am Ende der Jahresbilance als das geschrieben stehen, was mir als Reingewinn übrig bleibt? Nicht im mindesten: ich sehe auf diese Zahlen nieder wie ein Finanzminister auf die Zahlen seines Budgets, dem auch nicht dabei

einfällt, daß die Summen ihm gehören. Ich kann mich nicht anders fühlen, wie als der Verwalter, der an der Spitze eines großen Wesens und Gebahrens steht, das mit seinen Ergebnissen und Früchten doch, wie Alles, nur der Menschheit, dem Ganzen, dem Allgemeinen gehört, dem eigentlichen letzten Eigenthümer von Allem."

„Sie lehren mich durch das, was Sie da sagen, über etwas nachdenken," sagte Adele, „worüber ich bisher niemals gedacht habe: über das ‚Eigenthum', das ja unsere Sozialisten so viel beschäftigt. Es scheint, Sie sind durch den Reichthum zu ganz denselben Anschauungen gekommen, wohin Andere durch die Armuth!"

„Möglich," antwortete lächelnd Kronhorst. „Die nächste Folge meiner Empfindungen ist nur ein naheliegender Wunsch. Wenn ich unmittelbar das nicht genießen kann, was Alles auf mich zusammenströmt, weil einmal der Zufall will, daß wir in einer Zeit leben, deren erstes Bedürfniß just die Dinge sind, die in zweckmäßigster Herstellung meine Werke liefern, und die Millionen der Staatskassen einen eigensinnigen Drang haben, sich an mich für viel gröberes und plumperes Metall wegzuwerfen, wenn ich selbst diesen über alle meine Wünsche hinaus sich mehrenden Reichthum nicht genießen kann und mich oft nur als Märtyrer all der Verpflichtungen, die mir dieser Reich-

thum auferlegt, fühle, so muß ich mich danach sehnen, es wenigstens mittelbar zu genießen ... indem es einem anderen Wesen zu Gute kommt, dessen Glück wieder mein Glück bildet."

„Das ist nun wieder schlimm," versetzte Adele nach einer kurzen Pause; „denn ein Wesen, welches in diesem Reichthum und in all diesem Glanz sein Glück fände, wäre gewiß das nicht, durch welches Sie glücklich werden könnten. Auch dürften Sie nicht leicht ein Wesen finden, das sich dazu hergäbe, solch eine Anstellung bei Ihnen anzunehmen."

„Eine Anstellung?"

„Nun ja, das wäre es ja doch, eine Anstellung als Ihr Genußorgan, als die Verkosterin der Erdenfreuden, für die Sie selbst keine Empfänglichkeit mehr haben."

„Für die ich zu blasirt geworden bin, wollen Sie sagen, mein gnädiges Fräulein. Das ist böse von Ihnen. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie wären wie alle Frauen, die, wenn wir ihnen vertrauensvoll unser Herz öffnen, gleich beginnen, uns zu mißhandeln."

„Haben Sie diese Erfahrung so oft gemacht?"

„Wie man sich mit Ihnen in Acht nehmen muß," antwortete lächelnd Herr Kronhorst. „Ich gebe Ihnen aber zu, daß Ihre Frage eine verdiente Strafe für meine Ihr Geschlecht beleidigende Behauptung ist. Denn Sie haben Recht, ich habe mein Herz sehr selten ver-

trauensvoll geöffnet und noch seltener oder nie Mißhandlung dafür geerntet; ich widerrufe also und gebe Ihnen eine Ehrenerklärung, was nicht ausschließt, daß ich im Grunde gar nichts dagegen hätte, von Ihnen ein wenig weiter mißhandelt zu werden.“

„Wenn Sie das wünschen, müßten Sie mir erst doch weiter vertrauen.“

„Was soll ich Ihnen vertrauen?“

Adele sah ihn offen an und in dem Gefühle lebhaftester Sympathie, das dieser Mann ihr einflößte, antwortete sie:

„Ich habe eine fast mütterliche Freundschaft für meine Verwandte Irene. Ich allein auch weiß, daß sie leidet und wie tief sie leidet; würde Ihr Vertrauen so weit gehen, mir zu sagen, weshalb Sie Ihnen mißfällt?“

Adele erröthete, als sie im ersten Impulse diese Worte gesprochen — sie fühlte jetzt im Augenblicke, wo sie gesprochen, wie indiskret ihre Frage war.

„Mir mißfällt?“ entgegnete der Geheimrath lebhaft. „O, glauben Sie das nicht. Ich finde Fräulein Irene liebenswürdiger wie all dies leichtfüßige und reizende Gesindel, welches da vor uns umherflattert. Weit hübscher und weit anziehender. Aber da Sie nun einmal mein Vertrauen verlangen und da ich nichts mehr in der Welt wünsche, als Ihnen Vertrauen zu beweisen,

so sage ich Ihnen gerne, daß in Irenens Verhältnissen ein Grund liegt, der mir unmöglich — für immer unmöglich macht, in eine Verbindung meines Sohnes mit ihr zu willigen. Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen mehr zu sagen — als höchstens noch das, daß ein Forschen nach diesen Verhältnissen, nach dem Grunde, der meine Entschlüsse bestimmt, völlig fruchtlos sein würde; es gibt Dinge im Leben, die wir Niemanden anvertrauen dürfen, weil sie eben nicht unser Geheimniß sind. Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie sich von dem mütterlichen Gefühle für Irene, von dem sie sprachen, nicht bewegen lassen wollen, dem, was ich gesagt, nachzugrübeln und nachzuforschen — wollen Sie?"

Adele nahm schweigend die ihr dargebotene Rechte an.

„Ich gebe Ihnen dies Versprechen," sagte sie dann, „wenn Sie mir versprechen, auch die Indiskretion, zu der meine Freundschaft für die arme Irene mich hinriß, zu verzeihen und zu vergessen."

„Und das werde ich nun doch nicht thun, mein theures gnädiges Fräulein," antwortete Kronhorst, „dazu hat mich Ihr Vertrauen viel zu sehr erfreut! Doch ich vergesse nachzusehen, ob unser durchlauchtigster Fürst seinen Partner zur Whistparthie gefunden hat — darum entschuldigen Sie mich!"

Nach diesen Worten und einer Verbeugung ging Herr Kronhorst davon, um die Pflichten des Wirthes

zu erfüllen, und Adele blickte nach ihrem Bruder aus, dem sie sehr gern gleich von dieser Unterredung berichtet hätte. Aber Ferdinand war in diesem Augenblicke in einer Weise gefesselt, die ihn abhielt, sich nach seiner Schwester umzusehen, und diese sah sehr bald den jungen William Kronhorst neben sich, der, da der Tanz eben zu Ende gegangen war und er seine Tänzerin zurückgeführt hatte, den Augenblick benutzte, um in den Fauteuil zur Seite Adelens zu gleiten und ihr eine Unterhaltung zu machen, deren Ziel und Ende, wie Adele lebhaft ahnen konnte, Irene war. In der That lenkte er bald das Gespräch auf sie. Adele verschwieg dem hübschen, so offen und treuherzig sie ansehenden jungen Mann mit den dunklen leidenschaftlichen Augen und der Fülle dunkelbraunen, reichgelockten Haares ihre große Zärtlichkeit für Irene nicht, und dieser versicherte ihr darauf, wie Irene für sie schwärme und ihm oft gesagt habe, daß sie zu Niemanden auf Erden mehr Vertrauen habe und Niemanden rücksichtsloser ihr ganzes Herz öffnen könne.

„Niemanden? Glauben Sie ihr das?“ versetzte Adele mit feinem Lächeln.

„Weshalb sollt' ich es nicht?“ entgegnete William Kronhorst mit starkem Erröthen. „Ich weiß ja von ihr, was sie Alles Ihnen anvertraut hat und wie offen auch ich deshalb mit Ihnen reden darf, da Sie so

gütig gegen sie waren. Ich wüßte gar zu gern, was Sie zu den Briefen sagen?"

„Zu den Briefen? Zu welchen Briefen?"

„Nun, zu den zwei Briefen, welche sie vor einiger Zeit aus England erhielt."

„Briefe? Aus England? Die Irene erhielt?"

„Ah — sie hat mit Ihnen davon nicht gesprochen?"

„Mit keiner Silbe!"

„O, dann bin ich sehr voreilig gewesen. Dann bitte, entschuldigen Sie mich, wenn ich nichts weiter davon sage — es ist ja nicht mein Geheimniß, sondern das Irenens. Ich glaubte, sie hätte Ihnen davon erzählt — sie hat ein paar befremdliche und ihr nicht verständliche Briefe erhalten — das ist Alles."

Adele schüttelte den Kopf, während William über seine Indiskretion beschämt, ein wenig verlegen zur Seite blickte.

„Vielleicht wird Sie Ihnen noch davon sagen," setzte er hinzu. „Wenn der Vater nur reden wollte," fuhr er dann fort, „wenn er nur reden wollte! Aber er will ja nicht!"

„O, machen Sie Ihrem Vater keinen Vorwurf," fiel sehr lebhaft Adele ein, „ein Mann wie er wird weder reden noch schweigen, ohne die allerwichtigsten Gründe zu haben, die unsere unbedingte Achtung verlangen."

„Freilich,“ versetzte William; „ich kann mir seine Gründe auch denken. Er hat einmal sehr viel Beflissenheit um Frau Mathilde Schott, Irenens Mutter, gezeigt. Damals muß sie ihm Eröffnungen gemacht haben, die ihn bewogen, die Freundschaft mit ihr selber abzubrechen — und nun noch mich so hart zu bescheiden, wie er es gethan hat, als ich ihm von Irene sprach ... das letztere hat Ihnen Irene doch anvertraut?“

„Das allerdings,“ erwiederte Adele, „und ich habe das Meinige gethan, Irene zu trösten und ihr zu zeigen, wie man sich in das Unvermeidliche, Unabänderliche fügen müsse.“

„Unabänderliche?“ sagte William mit einem wehmüthigen Lächeln. „Das wäre schlimm! Ich kann Sie versichern,“ setzte er mit einem muthigen Aufblitzen des Auges hinzu, „daß weder Irene noch ich es so auffassen.“

Adele wollte antworten, aber die Unterhaltung wurde durch ein paar ältere Herren abgeschnitten, die sich Adele näherten und sie in ein Gespräch verwickelten, so daß William sich zurückzog. —

Ferdinand hatte unterdeß Begrüßungen mit Bekannten ausgetauscht und seinen gesellschaftlichen Pflichten gegen die wenigen Damen, mit denen er aus Höflichkeit einige Worte zu wechseln hatte, obgelegen, bis er,

sich von der Letzten abwendend, sich der Fürstin gegenübersah, die, von einem alten reich besternten Herrn begleitet, langsam durch den Saal schritt.

„Ich versichere Sie, Durchlaucht," sagte der alte Herr, „Kronhorst hat, um Raum für seine Villa zu gewinnen, wie ein wahrer Vandale eine außerordentlich malerische Burgruine, die hier am Ufer des Flusses stand und ihn beherrschte, abbrechen lassen. Als ich ein Knabe war, hatte sie noch einige wohlerhaltene und mit Dächern versehene Thürme; ich bin damals oft darin umhergeklettert; sie war die Stammburg eines alten Geschlechtes, dessen Letzter im dreißigjährigen Kriege umgekommen, d. h. nicht in der Schlacht gefallen, sondern ermordet ist. Durch die Hand eines Weibes erstochen. Es ist das eine höchst merkwürdige, tragische Geschichte. Und nun frage ich Sie, ob es nicht schrecklich ist, solch ein schönes Stück christlich feudaler Romantik zu vernichten, um einen Baalstempel moderner Ueppigkeit, die doch eigentlich sündhaft ist, an die Stelle zu setzen!"

„Glauben Sie denn, lieber Graf," antwortete Else, „das Leben in den alten Burgen und die Zeiten, wo auch die Weiber zu den Messern greifen mußten, um sich zu schützen, seien weniger sündhaft gewesen?"

„Nein," versetzte der Graf. „Aber die Sünden jener Zeit waren doch großartiger, wilder, poesieerfüllter.

Nehmen wir z. B. gleich die Geschichte, deren ich erwähnte. Die Ermordung des Letzten aus dem Hause Tratzberg. Er ward bei einem großen Bankett, das die Offiziere eines kaiserlichen Regiments in der Nacht vor ihrem Aufbruch aus der Stadt, worin sie ihre Winterquartiere gehabt hatten, von einem leidenschaftlichen Mädchen erstochen, das sich nicht darein finden konnte, von ihm verlassen zu werden. Sie selbst hat dann den Tod in den Fluthen eines nahen Gewässers gesucht."

„Ah — und diese Geschichte ist wahr?" rief Else betroffen aus, und in der Ueberraschung fuhr sie, sich zu Ferdinand wendend, fort — „ich bitte Sie, Herr von Schott, hören Sie doch, was Graf Langendorf mir da erzählt!"

Ferdinand war leicht erblaßt, als er sich so plötzlich und unerwartet von Else angerufen hörte. Er trat heran und Graf Langendorf erzählte noch einmal das Ende des Letzten der Tratzberg. „Daß die Geschichte wahr ist, daran ist nicht zu zweifeln," schloß er; „in mehreren alten Werken über unsere Landesgeschichte wird sie erwähnt und ich habe sie als Kind schon von meinem Großvater gehört; der Schild der Tratzberg kommt vielfach in unseren Ahnentafeln vor."

„Und was sagen Sie dazu," wandte sich Else wieder zu Ferdinand — „ist es nicht höchst merkwürdig, daß

wir hier wieder auf diese dunkle und unheimliche That stoßen?"

Graf Langendorf ward in diesem Augenblicke durch eine Dame, die seinen Arm in Anspruch nahm, um sich in den Sälen von ihm auf- und abführen zu lassen, fortgezogen; Else machte ebenfalls eine Bewegung zum Gehen und gab Ferdinand durch eine Bewegung mit dem Haupte zu verstehen, daß er sie begleiten solle. Im nächsten Saale setzte sie sich auf eine ziemlich vereinsamte, unter einer Pyramide exotischer Gewächse stehende Causeuse und sagte lächelnd:

„Sie wollten den ganzen Abend hindurch mich keines Wortes würdigen, Herr v. Schott. Nun hat uns der Tod des letzten Tratzberg gewaltsam wieder zusammengeführt, und ich denke, an einem Grabe schweigt jeder Groll! Nicht wahr? Setzen Sie sich also dorthin und lassen Sie uns ein wenig plaudern."

„Plaudern, Fürstin, an einem Grabe?"

„Ach, dieser elende Mensch, der am Ende seinen wohlverdienten Lohn empfing, kann nicht verlangen, daß wir uns um seinetwillen Zwang auferlegen, obwohl es immerhin sehr merkwürdig ist, daß wir hier wieder auf seine Spuren stoßen, daß er uns gleichsam verfolgt."

„Richtiger, daß wir ihn verfolgen müssen! Ich hoffe, es liegt nichts Vorbildliches für uns in seiner

Geschichte. Vielleicht senden unsere Schicksalsgeister uns gerade diese alte Tradition von seinem Ende als eine Warnung."

„Als eine Warnung vor jeder Leidenschaft," sagte Else — „das wäre möglich. Wir sind Beide heiße Köpfe, Herr v. Schott — also nehmen Sie sich in Acht — es wäre doch am Ende Schade um uns Beide, wenn Sie durch ein unvernünftiges Betragen — z. B. so wie neulich — mich so in Zorn brächten, daß ich erstens Sie ermorden und dann mich in den Fluß stürzen müßte."

Sie sagte das mit einem anscheinend ganz scherzhaften Tone, durch den doch eine tiefe innere Erregung zitterte.

„Sie haben Recht, Frau Fürstin," antwortete Ferdinand, „es wäre Schade um uns Beide, um so mehr, da wir ja so friedlich hätten neben einander leben können — also versuchen wir das Letztere."

„Versuchen — ich denke, es stände einem Paar vernünftiger alter Leute, wie wir sind, besser an, zu sagen: beschließen wir es. Ein Versuchen setzt die Möglichkeit eines Mißlingens voraus. Und ich denke nicht, daß wir dieses zu fürchten hätten; man wird, glaube ich, weder Ihnen noch mir vorwerfen können, daß wir Menschen ohne Willenskraft und ohne Selbstbeherrschung seien!"

„Mag sein. Es ist nur schlimm, daß der Mensch blos die Hälfte seines Wesens in der Gewalt hat. Wollen Sie, daß ich Ihnen darüber meine Theorie zum Besten gebe? Der Mensch ist wie ein Planet, der zwei verschiedenen Bewegungen folgt; die eine dreht ihn mit der ganzen Kraft des Egoismus um sich selber, die andere peitscht ihn in einem Schwunge, den er selber nicht versteht, unwillkürlich um einen anderen Gegenstand, die Sonne seines Gemüths, er mag wollen oder nicht. Doch — dies Bild drückt nicht aus, was ich sagen will ... vergleichen wir den Menschen lieber mit einem Wesen, halb Pflanze, halb Mensch, wie Daphne war, als sie, mit den Füßen im Boden festwurzelnd und zum Baumstamme werdend, ihre Arme zum Himmel emporstreckte und den Zeus um Rettung anflehte. Der Mensch ist halb Pflanze, halb freies bewußtes Wesen. Dies freie bewußte Wesen beherrschen seine Vernunft und seine Vorsätze. Die Pflanze in sich jedoch, die muß er treiben und wachsen lassen, wie sie eben wächst. Was am Ende daraus erwächst, darüber hat er keine Gewalt, nicht einmal ein Verständniß dafür. Er muß sich in diese dunkle, geheimnißvolle Macht des Pflanzenthums in ihm, des Unbewußten, wie man es auch genannt hat, ergeben. Gewalt hat er über diese Seite seines Ich's nicht, so wenig wie der Käfer, der im Grunde einer Rosenknospe

sitzt, darüber hat, wie die Knospe sich zur Rose entfaltet. Wenn dieses Unbewußte und Instinktive in ihm nun — und das geschieht zuweilen — die Uebermacht bekommt über den anderen Theil, über das andere Gebiet, in welchem die Vernunft herrscht — dann nennt man es Leidenschaft, und hat über den Dämon, der ihn dann fortreißt, außerordentlich viel Schönes, Moralisches, Weises gesprochen in alten Zeiten und in neuen bis auf unsere Tage herunter. Damit ist man jedoch der eigentlichen Natur dieses Dämons um keines Halmes Breite näher gekommen und ebenso wenig ist damit geschehen, um seine Kraft zu brechen!"

„Ach, Sie machen mich schwindlicht mit diesem konfusen Gerede, wie Sie es selbst schon, vielleicht durch das Kreisen der Tanzpaare dort drüben vor uns, geworden zu sein scheinen. Weshalb wollen Sie mich ängstigen durch diese aberwitzige Theorie? Glauben Sie, ich fürchtete mich vor Ihrem Dämon?"

Sie sprach das Wort mit dem Tone des Spottes.

„Nein, ich glaube 'nicht, daß Sie ihn fürchten, Frau Fürstin — aber ich fürchte ihn."

„Vielleicht beruhigt es Sie alsdann, wenn Sie im freundschaftlichen Verkehre mit mir die völlige Gemüthsruhe wahrnehmen, womit ich auf dies mystische und für mich so ungefährliche Wesen blicke."

„Vielleicht. Aber werden Sie das ewig können? In der That und die Hand auf's Herz, werden Sie immer mit dieser kalten Gelassenheit auf den Dämon einer Männerseele blicken, der diese mit einer krankhaften Rastlosigkeit erfüllt, der sie zwingt, sich ewig mit Ihnen zu beschäftigen, Sie in seinen Gedanken auf jedem Schritte Ihres Lebens zu begleiten, über Ihre Vergangenheit sich klar werden zu wollen, wie über Ihre Zukunft; ein Dämon, der eben ein ganzer voller Dämon ist, eine Monomanie, wenn Sie wollen, eine Verrücktheit —"

Fürstin Else sah mit langsamem Augenaufschlag ihm voll in's Gesicht.

„Sie haben Recht, zu sagen, daß das eine Monomanie, eine Verrücktheit wäre — und einem ganz Verrückten gegenüber — wer behält da seine volle kalte Gelassenheit? Nein, ich würde da, fürchte ich, allerdings von Angst und Schrecken ergriffen mich vor dem Unglücklichen retten und ihn und seinen Wahnsinn sich selbst überlassen."

„Sie würden nicht lieber versuchen, ihn zu heilen?"

„Wodurch könnte ich das?"

„Ich denke doch leicht — durch Vertrauen — indem Sie ihn dem Grübeln über Ihre Vergangenheit und dem Sinnen über Ihre Zukunft entzögen, indem Sie ihn zu dem wirklichen Freunde machten, als den

er sich fühlen möchte; zusammen geistigen Interessen leben, wie wir es in Florenz thaten — damit ist kein Freund auf die Dauer zufrieden; nur die Gemeinsamkeit gemüthlicher Interessen verbindet die Menschen wirklich und dauerhaft, und diese Gemeinsamkeit ist nicht denkbar, ohne daß wir uns einander anvertrauen, was hinter uns in der Vergangenheit liegt und was vor uns steht in der Zukunft."

Es war ein sehr, sehr scharf aufflammender Blick, der, während er so sprach, seine Züge traf. Dann senkte sie die Augen zu Boden und sagte:

„Ich fürchte, ich bin zum Irrenarzte nicht geboren. Am ernsten Willen und am warmen Eifer, an aufrichtigster Theilnahme würde es mir nicht fehlen. Aber, nachdem ich einmal — Gott weiß mit wie gutem Willen — den Versuch gemacht, den Kranken zu heilen, fehlt mir der Muth und die Ausdauer, von Neuem zu beginnen, nachdem ich gesehen habe, daß ich das erste Mal so gründlich gescheitert bin. Sie können das auch nicht verlangen. Mit einem Dämon zu ringen! Großer Gott, wie kann das eine Frau! Mit einem Verrückten eine Gemeinsamkeit gemüthlicher Interessen haben zu sollen! Welche Zumuthung! Nein, nein, Herr v. Schott, da bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Flucht zu ergreifen und abzuwarten, bis die Vernunft von selbst zu dem Kranken zurückkehrt und ihn begreifen macht,

welch ein Thor er war, seine Zeit durch Grübeln und Sinnen über die Vergangenheit einer Frau zu verlieren, während es für einen Mann so viele Gegenstände gibt, die seines Nachdenkens unendlich würdiger sind!"

Sie stand auf und entfernte sich. Ferdinand sah ihr erschrocken nach. Wie hatte ihre Stimme zornig gebebt bei ihren letzten Worten! Und so hatte er nichts, gar nichts erreicht von dem, was er erreichen wollen, war der Abgrund zwischen ihr und ihm nur noch tiefer gehöhlt. Seine Hoffnung auf die Herstellung eines Vertrauens, in welchem sie ihm offen über ihre Vergangenheit Rechenschaft gegeben hätte, war wenigstens gründlich vernichtet. Und ihr Zorn — lag darin, lag in ihrer großen Ruhe bei den Andeutungen, die er gemacht hatte, nicht auch etwas, das ihm sagte, er sei wirklich ein Thor und ein Verrückter mit all' seinem infamen Argwohn? That er nicht gut, sich an seine eigene Theorie zu halten, von der Doppelnatur des Menschen, dessen Hälfte ein vernünftiges, von der Logik beherrschtes Wesen ist, während die andere Hälfte, von der Leidenschaft beherrscht, die Sklavin dämonischer Schrullen werden kann, verbohrter fixer Ideen, welche sie nicht wieder loslassen und an denen doch nichts Wirkliches ist, als das unsägliche Unglück, welches sie über ihn bringen! Ferdinand sagte sich das in diesem

Augenblicke und es erfaßte ihn eine unendliche Niedergeschlagenheit; er hätte nicht allein vor seinem eigenen Argwohn wider Else, er hätte vor seiner Leidenschaft, vor sich selber fort und davon fliehen mögen in die Ferne, in die Welt, in das Nichts hinaus. Er fühlte eine helle Verzweiflung in sich. Und er sah nicht ab, wie sie enden solle. Dadurch, daß er durch die Fortsetzung seiner Nachforschungen endlich zur Wahrheit, zur Gewißheit kam? Ach, es ekelte ihm vor diesen Nachforschungen!

Und zu diesen führte ihn nun doch schon der nächste Augenblick zurück. Ein Herr trat an ihn heran und ließ sich neben ihm da nieder, wo eben die Fürstin gesessen hatte, und als er aufschaute, blickte er in die scharf ihn fixirenden Augen Gröbler's. Es gab ihm einen Stich in's Herz. Gröbler war ihm jetzt wie ein Mitschuldiger. Wie ein verkörperter Vorwurf, wie eine Mahnung seines Gewissens. War es nicht schändlich, daß er so weit gegangen — von seinem Dämon vorwärts gepeitscht — einen solchen Menschen in das Geheimniß zu ziehen, ihn als Spürhund wider die Vergangenheit des Weibes, das er doch liebte, zu gebrauchen? Gröbler ahnte von diesen Gedanken sehr wenig. Mit einem heiteren Tone sagte er:

„Nun sehen Sie, was man Alles einer theuren Gattin zu verdanken haben kann. Weil meine Frau

aus einer guten Familie und freundlich von Ihnen und Fräulein v. Schott aufgenommen ist, auch der Frau Fürstin hat ihre Aufwartung machen dürfen — deshalb erhält nun ein armer Polizei-Inspektor nebst Gemahlin eine Einladung zu solch einem Feste! Wie ich dadurch geschmeichelt bin, können Sie denken. Ein Gast in diesen Räumen zu sein! Es ist ein Traum, wahrhaftig, ein schöner Traum. Wissen Sie, was ich wollte?"

„Nun, was wollten Sie, Gröbler?"

„Sie werden mich auslachen. Ich wollte, ich könnte alle diese Menschen, diese geputzten, glänzenden, edlen Menschen hier mit all' den Ansprüchen auf unsere unbedingte Verehrung, die sie durch ihre Diamanten, seidenen Roben, Ordenssterne und Uniformen so schlagend beweisen — ich könnte sie Alle durch irgend eine teuflische Zauberei in die verschiedenen Zellen und Keuchen und Kerkerlöcher versetzen, die ich durch meine angestrengte amtliche Thätigkeit seither mit den entsprechenden Insassen versehen habe. Dagegen könnte ich alle diese armen Teufel von Insassen, diese schlechten Hunde, hieher in diese glänzenden Salons und zu den Büffettischen drüben in den Speisesälen versetzen, die ganze Nacht durch bis zum Morgen, wo sich dann die Verbrecher wieder hinter ihren Gittern und die ehrlichen Leute in ihren warmen bequemen Betten finden müßten."

„Welch eine wunderliche polizeiliche Phantasie Sie haben, Gröbler! Welche Befriedigung läge denn für Sie darin?“

„Welche Befriedigung? Nun, sehen Sie, man hat doch auch sein Herz und wenn ich just an nichts Besseres zu denken habe, so liegen mir meine Pflegekinder im Sinn, die mir die Aufnahme in den Kreis einer moralischen Häuslichkeit verdanken. Freilich sind sie da eigentlich des Staats Pflegekinder; aber ich kann nun einmal den Gedanken nicht los werden, als wären es, nachdem ich dafür gesorgt habe, daß sie ‚bewahrt und aufgehoben‘ sind, meine Schützlinge und Mündel oder was Sie wollen. Meine Pflegekinder also würden sich hier sehr amüsiren — meinen Sie nicht, Herr v. Schott?“

„Ohne Zweifel — sie würden sich vortrefflich amüsiren.“

„Sehen Sie — und das gönnte ich ihnen denn so recht aus Herzensgrund. Es würde so bildend auf sie wirken, wenn sie sähen, wie lustig und angenehm das Leben ist, das die redlichen und noch nie bestraften Leute führen; welchen Lohn die ‚zahlungsfähige Moral‘ schon auf Erden hat.“

„Aber darum brauchten Sie uns Alle, Ihren Landrath höchst respektwidrig mit eingeschlossen, doch nicht eine Nacht hindurch in Ihre Zellen einzusperren!“

„Es ist wahr, ich brauchte es nicht. Aber wer kann wider sein eigenes dämonisches Gelüste ankämpfen? So etwas ist stärker wie wir selbst. Es wäre das nun einmal so eine Liebhaberei von mir. Ich habe da drüben bei einer großen Gruppe von Herrschaften gestanden. Da wurde kein Wort gesprochen, bei dem ich nicht dachte: wie gesund wäre euch für eine kleine Weile die Keuche! Nennen Sie es die reine Verrücktheit, aber ich mußte es denken. Ein Paar redeten vom Essen und der Eine behauptete, er könne Austern nicht essen ohne Chablis. In die Keuche mit dir! dachte ich. Der Andere wollte Hummersalat nicht gelten lassen ohne Tommatenscheibchen dazwischen. In die Zelle! dacht' ich, für eine oder auch ein paar Nächte. Sehen Sie den dicken Gewerken dort mit der blauen Warze auf der Wange? Er behauptete, sein Antheil an ‚Perlhuhn und Delle' bringe ihm monatlich 1300 Thaler. Monatlich! Geh' in die Zelle, dacht' ich, in die Zelle mit dir. Und diese Weiber mit den fabelhaften Chignons, die auf anderer Leute Köpfen wuchsen, mit den aufgepufften Windbeuteleien hinter sich — glauben Sie nicht, daß ein wenig Einzelhaft in einem ganz dunklen Loche ihnen gut thäte?"

Ferdinand lächelte.

„Sie drücken damit ein wenig grob und für eine so feine Umgebung wie diese zu drastisch einen

Gedanken aus, der am Ende freilich mit dem wahren Wort Goethe's sich begegnet: ‚Wer nie sein Brod mit Thränen aß.‘ Das ist denn auch wohl nur Menschenfreundlichkeit, daß Sie all' diese Leute dahin wünschen, wo sie den tiefen Ernst des Lebens kennen lernen könnten. Aber was wissen Sie davon, wie viele von all' diesen vornehmen, geputzten, übermüthig erregten Menschen schon die ‚himmlischen Mächte‘ kennen gelernt haben? In solch einer Umgebung, auf solch einem Feste, gaukelt und schauspielert eben Alles!“

„Nur wir Zwei nicht,“ sagte nickend Herr Gröbler, „und Herr Kronhorst nicht; ich habe ihn vorhin beobachtet, wie er Ihrer Schwester die Unterhaltung machte — recht angelegentlich — und dabei sah er so aufrichtig, ich möchte sagen redlich gutmeinend aus, daß ich meine Freude an dem Manne hatte. Und was Sie angeht, Herr v. Schott, so sehen Sie so schreckhaft schwermüthig drein — wenn es nicht wider den Respekt ist, so was zu sagen — daß Ihnen auch Niemand nachsagen wird, Sie gaukelten der Welt eine Festmiene vor. Vielleicht gelingt es mir, Sie ein wenig aufzuheitern. Ich habe Nachrichten für Sie.“

„Ah — aus Pommern?“

„Aus Pommern. Die Leute da geben mir ganz bereitwillig Auskunft. Philipp Bonsart ist nicht in Amerika in diesem Augenblick, er ist seit einiger Zeit

in England, in New-Castle upon Tyne, wo er als Agent für ein großes New-Yorker Geschäft lebt. Adresse: Deanstreet, Queensplace 13. Er ist noch unverheirathet, schreibt man mir."

Ferdinand sah ihn beinahe verwundert an. Es war als ob ihm von etwas gesprochen würde, was ihm ganz fremd sei — von etwas, auf das er gar nicht mehr gefaßt gewesen. Dann wandte er den Blick zu Boden, wie um sich zu sammeln und auf eine Antwort zu besinnen. Langsam und wie zerstreut sagte er endlich: „In England — das wäre also uns weit näher als wir dachten! Es ist gut, Gröbler; lassen Sie mich es überlegen, was nun zu thun — wir reden noch darüber — sehen Sie, welche Bewegung da drüben im anderen Saale entstanden ist — wir reden noch darüber — Deanstreet, Queensplace 13, sagten Sie?

„Das ist die genaue Adresse," versetzte Herr Gröbler, ebenfalls nach der von Ferdinand in's Auge gefaßten, im nächsten Saale, wo sich die Gruppen zusammendrängten, merkbar werdenden Bewegung blickend. — —

Wir müssen, um diese Bewegung zu erklären, uns nach dem Fürsten Gottlieb Anton umsehen. Er hatte in dem hinter dem Tanzsaal liegenden Salon an einem der Whisttische Platz genommen und in der letzten Zeit war mit zwei anderen Herren der Graf Langendorf sein

Partner gewesen. Als der letzte Robber gespielt war, hatte er sich erhoben.

„Ich habe, fürcht' ich, zu viel von diesem vortrefflichen Punsch à la Romaine zu mir genommen," sagte er dabei, indem er sich die Stirn trocknete; „mir ist ganz schwül und beklommen zu Muthe; suchen wir ein wenig in frischere Luft zu kommen, Graf."

„Das können wir ja hier," versetzte Graf Langendorf, „wenn wir in diesen Wintergarten treten; da ist nicht nur andere Luft, sondern auch die schönste ungestörte Stille, bis in die kaum noch der Lärm der Tanzmusik dringt. Herr Kronhorst hat das allerliebst eingerichtet — es finden sich da die schönsten Plätzchen zu einem Tête-à-Tête in lauschigen Lauben."

Er schritt vorauf zu der hohen Glasthüre, deren offenstehende Flügel in das schöne geräumige, durch Ampellicht matt erleuchtete Pflanzenhaus führten, das in diesem Augenblicke von Niemand betreten war und wie eine stille Welt für sich, wie ein transcendentales Palmen-Jenseits neben der vom Festlärm durchrauschten Welt da lag.

Der Fürst folgte ihm und während Graf Langendorf die Unterhaltung führte, kamen sie an's Ende des Wintergartens, wo um einen leichten Tisch mit Rauchutensilien japanische Stühlchen, niedliche Schemel und Schaukelsessel aufgestellt waren.

Die beiden Herren ließen sich hier nieder und Beide nahmen eine Cigarette und entzündeten sie. Graf Langendorf plauderte weiter, während Fürst Gottlieb Anton gegen seine Gewohnheit sich schweigsam verhielt. Endlich sagte dieser, die Cigarette wie ihrer überdrüssig fortwerfend und sich wieder den Schweiß von der Stirne wischend:

„Spüren Sie nicht den Zugwind hier? Die Thüre dort muß nicht geschlossen sein."

Er deutete auf eine Glasthüre, die aus dem Wintergarten auf die große vor demselben liegende Terrasse führte. Zugleich stand er auf und sich der Thüre nähernd, fuhr er fort:

„Richtig, sie ist nur angelehnt. Es muß schon vor uns einer der Gäste sich draußen frische Luft zu schöpfen gegangen sein. Folgen wir ihm und machen ein paar Gänge auf der Terrasse; es wird mir wohl thun; kommen Sie!"

Sie traten hinaus auf die breite, mit buntem Estrich belegte und von dem Glanz, der aus dem Gebäude drang, wie von den vor dem Portal flammenden Fackeln mit Licht überfluthete Terrasse; der Fürst schritt quer über sie fort, der äußeren Balustrade zu.

„Die Luft streicht verdammt scharf vom Flusse herüber, Durchlaucht," sagte dabei Graf Langendorf, „fürchten Sie nicht, bei Ihrer Erhitzung, sich einen Rheumatismus oder Aergeres hier zu holen?"

„Es thut mir im Gegentheil wohl, sehr wohl!"

„Aber wir sind in unseren leichten Gesellschaftsanzügen — und ich kann durchaus nicht sagen, daß mir diese kalte Nachtluft wohlthut. Ich flüchte mich, Durchlaucht; und wenn Sie bleiben wollen, so will ich Ihnen einen Bedienten mit einem Ueberzieher schicken. Gestatten Sie mir das!"

„Nun ja, thun Sie das, liebster Graf."

Graf Langendorf eilte auf der Flucht vor einem möglichen Schnupfen wieder in den Wintergarten hinein, während der Fürst, der noch immer sich unbehaglich fühlen mußte und dessen Schritt, wie unter dem Einflusse eines Schwindels, etwas Unsicheres hatte, weiter ging und, an der Balustrade angekommen, an dieser entlang aufwärts wandelte. Ueber die Balustrade fort blickte er auf eine dunkle, unter der oberen Terrasse liegende untere, die sich bis beinahe unmittelbar an den vorüberrauschenden Fluß erstreckte, dessen Wellen wie ein tiefes Stahlblau durch die Nacht schimmerten, und nur am jenseitigen Ufer durch das über die Balustrade fallende Licht aus der Villa erhellt waren; dort drüben sah man auch in diesem Lichte die junge Weidenpflanzung mit ihren dürren schlanken Ruthen leise sich im Nachtwinde schaukeln.

Am Ende der Balustrade angekommen, stand Fürst Gottlieb in einem runden Ausbau der Terrasse, einer

vorspringenden runden Ecke, neben der links eine Treppe auf die untere Terrasse hinabführte. Er glaubte hier leisen Stimmenwechsel unter sich zu vernehmen und sich auf die Balustrade stützend und über den Rand hinabblickend nahm er in der That zwei Personen wahr, die am Fuße dieser Treppe standen, das heißt die eine, die Gestalt eines jungen Mannes, stand, die andere, ein weibliches in einen Mantel oder Shawl gehülltes Wesen, saß auf der untersten Stufe der Treppe. Sie mußten, ganz von ihrem Gespräche obsorbirt, den Fürsten, dessen Schritt freilich nicht wie sonst fest und laut auftrat, sondern etwas Mattes, Schleichendes hatte, nicht vernommen haben, denn sie fuhren zu sprechen fort, sehr lebhaft und erregt. Fürst Gottlieb beugte sich tiefer über die Balustrade herab, als ob er die Personen an der Stimme erkenne und lauschen wollte, was sie sprächen.

Ob es ihm gelang ... und ob das, was er vernahm, eine so vernichtende Wirkung auf ihn übte ... oder ob es ein bloßer Zufall war, daß gerade jetzt das Unwohlsein, welches er schon früher gespürt, und die Folgen des plötzlichen Temperaturwechsels, dem er sich ausgesetzt hatte, in so vehementer Weise sich äußerten — genug, als nach einer Weile Graf Langendorf in einen Ueberzieher gehüllt und von einem Bedienten, der den Ueberrock des Fürsten trug, begleitet,

auf die Terrasse zurückkam, erblickte er ihn anfangs gar nicht — erst nachdem er mehrmals suchend hin und her gegangen und sein Auge auf die innere Ausbiegung des runden Vorsprungs fallen lassen, sah er ihn zu seinem äußersten Erschrecken auf dem Boden liegen. Er sprang hinzu und versuchte ihn aufzurichten, ihm eine Aeußerung abzugewinnen, was ihm zugestoßen — aber der Fürst gab nicht den leisesten Laut von sich, er war so völlig bewußtlos, wie er an allen Gliedern gelähmt schien. Doch gelang es, ihn aufzurichten, und während der Bediente neben ihm knieend seinen Oberkörper hielt, eilte Graf Langendorf nun in die Festräume zurück, wo er zuerst auf Kronhorst stieß und diesem, was geschehen, zuflüsterte, dann unter den Anwesenden einen Arzt suchte, der in der Person eines Kreisphysikus und Sanitätsrathes auch bald gefunden war. Er führte ihn auf die Terrasse hinaus, wo sich der Fürst jetzt noch immer bewußtlos und wie in todtenähnlicher Starrheit, von den Armen des Bedienten, dem jetzt schon Kronhorst beistand, aufrecht gehalten befand. Die vier so um ihn versammelten Männer trugen ihn in das Pflanzenhaus zurück und ließen ihn auf einen der dort stehenden Sessel niedergleiten, dann sagte der Arzt, nachdem er ihm die Binde abgerissen und lange den Puls gefühlt hatte:

„Eine Ohnmacht — hoffentlich nur eine Ohnmacht!

Lassen Sie jedenfalls die Fürstin avertiren. Zu machen ist da für den Augenblick nichts — am besten wäre, wenn man ihn heimbrächte und dort — vielleicht — einen Aderlaß anwendete. Deshalb ist das Nöthigste, daß man seinen Wagen vorfahren läßt — er kann ja von hier aus über die Terrasse hineingebracht werden, ohne daß die Gesellschaft drinnen etwas wahrnimmt und das Fest dadurch gestört wird."

„Das ist," fiel Kronhorst ein, „nun doch in betrübendster Weise — für mich wenigstens, verdorben — wäre dies eine bloße Ohnmacht, er würde schon wieder zu sich gekommen sein — es ist ein Schlaganfall, Doktor."

Der Sanitätsrath zuckte die Achseln und beugte sich dann rasch, um sein Ohr dem Munde des Kranken nahe zu bringen. Dieser hatte die Augen, die bisher starr geblickt, bewegt, geblinzelt und bewegte nun die Lippen, wie um zu sprechen. Aber was er ausdrücken wollte, blieb unverständlich. Kronhorst eilte, der Fürstin zu sagen, was geschehen, und den Wagen des Fürsten vorfahren zu lassen, auch Leute auf die Terrasse vor dem Wintergarten zu senden, die den Kranken in seinen Wagen transportiren konnten. Er verfuhr dabei mit möglichst großer Ruhe und Stille, doch wurde die Aufmerksamkeit der Gesellschaft rege, als er die Fürstin, deren Züge nur zu deutlich von einer heftigen Gemüths-

bewegung zeugten, am Arme in das Pflanzenhaus führte, das hinter ihnen abgeschlossen wurde. So sammelten sich denn jene neugierig erregten Gruppen, von denen wir sprachen — bis nach einer Weile Herr Kronhorst zurückkam und die allgemeine Spannung, um was es sich handle, durch die Mittheilung beruhigte, daß den Fürsten eine Ohnmacht, die weiter keine erheblichen Folgen haben werde, angewandelt habe und daß er eben mit seiner durchlauchtigen Gemahlin und dem Sanitätsrath, der sich nicht nehmen lassen, zur Vorsicht ihn zu begleiten, nach Achsenstein zurückgefahren sei.

Man war dabei beruhigt, die Spieler kehrten zu ihren Partieen, die jungen Leute zu ihren Tänzen und die Uebrigen zu ihren Unterhaltungen, deren Gegenstand zunächst ein erschöpfender Gedankenaustausch über alle Arten von Ohnmachten und ähnlichen Anwandlungen wurde, zurück — das erschreckliche Wort Schlag wurde dabei wie in Folge einer allgemeinen stummen Uebereinkunft, als ob es für diese heitere und glänzende Umgebung von einer viel zu taktlosen Erschrecklichkeit sei, ängstlich gemieden.

Neuntes Kapitel.

Schlag auf Schlag.

Und doch war es Niemanden, der an die gedrungene Gestalt, den Stiernacken und das von üppigem Lebensgenuß geröthete Antlitz des Fürsten Gottlieb dachte, irgend zweifelhaft, daß dieser Mann der Gefahr eines Schlaganfalls ausgesetzt sei; und doch war es dem Sanitätsrath, als er zur Seite des Fürsten und dessen gelähmte Glieder unterstützend im Wagen saß, bereits vollständig klar, daß solch ein Unfall in einem sehr beunruhigenden Maße ihn betroffen.

In der That erholte sich der Fürst, als er daheim auf Achsenstein angekommen war und während alles zu seiner Heilung und Pflege Nöthige aufgeboten wurde, doch nur schwer und sehr langsam. Die eine Seite seines Körpers war gelähmt, die Zunge stammelte nur und die Gehirnfunktionen waren in einer Weise gestört, daß

er, um irgend einen Wunsch erkennen zu geben, die unrichtigsten Ausdrücke wählte. Else verließ sein Lager nicht; sie allein wußte es auch zu errathen, was er verlange, wenn er mühsam verkehrteste Worte stammelte und mit Zeichen großer Ungeduld nach Dingen verlangte, die er unmöglich meinen konnte, z. B. mehrmals „Pferd“ oder „Geld“ hervorstieß, wenn er sein Sacktuch oder sein Limonadeglas haben wollte. Es war eine furchtbar erschöpfende Aufgabe, diese Pflege, bei der Else sich kaum ein paar Stunden Schlaf in jeder Nacht gönnte. Und doch hielt sie sich fest und standhaft dabei aufrecht; es schien nichts über ihre ausdauernde Hingebung dabei zu gehen, und keine Ermahnung des Arztes, sich mehr zu schonen, kein Erbieten ihrer Schwester oder Irenens, sie am Krankenbett für die Stunden der Nacht abzulösen, vermochten sie, auf längere Zeit den Platz zu verlassen, den ihr Pflichtgefühl am Bette des kranken Mannes ihr anwies.

Nur zuweilen trat sie mit schwerem Seufzer und die Hände zusammenkrampfend an's Fenster und dann hingen Thränen in ihren Augen, wenn sie hinausblickte auf das weite winterliche Thal da unten und die ihres Schmuckes baare Landschaft, in deren Mitte jetzt so dunkel und kohlenrußig, der freundlichen Hülle von Baumwipfeln und des grünen Laubgürtels beraubt, die Stadt mit ihren Dächern und Giebeln und Essen und dem düstern

Münster dalag! Vielleicht suchten dann ihre Blicke gerade dies düstere Münster und ruhten auf dem Dache des langen hohen Gebäudes daneben, wo der Mann wohnte, der jetzt in dieser Lage ihre Stütze, ihr Beistand, ihr Freund hätte sein können, wenn er sie nur verstand, wenn er sie nur hätte verstehen wollen! Und vielleicht dachte sie an ihn mit Zorn und Bitterkeit und doch zugleich mit der herzinnigen Sehnsucht der Frau, die sich allein fühlte trotz aller Derer, die sie umringten, verlassen und allein trotz aller Hilfsanerbietungen — von einem dunklen Schicksal bedroht, trotz aller Trostsprüche des Arztes; vielleicht dachte sie mit der Sehnsucht der Frau, welche der festen Stütze eines Mannes bedarf, an diesen festen, besonnenen und aus so unbeugsamen Elementen gebildeten Mann — und dann wieder mit Entrüstung und Empörung, weil er in einer wie feindseligen Leidenschaft mehr ein Kämpfer und Rebell gegen sie war, als ein Freund und ein Beistand. Weil er trotz aller ruhigen Vernunft, deren Stimme sie ihn hatte hören lassen, trotz aller aufrichtigen Güte und Sympathie und warmen Theilnahme für seine Lage, die sie ihm gezeigt, trotz dessen, was sie für seine Zukunft und sein Glück thun wollen, sie jetzt gar mit der dämonischen Leidenschaft bedroht hatte, die sich ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft bemächtigen wollte, mit der egoistischen Herrsch=

sucht und Unzähmbarkeit der Leidenschaft, der sich zu beugen Fürstin Else die Letzte war!

Denn dahin hatte sie ja seine Worte gedeutet und so hatten sie gelautet. Daß sie von ganz anderen Gefühlen als von egoistischer Herrschsucht eingegeben waren, das konnte sie nicht ahnen, sie konnte aus dem Zittern, das durch seine Worte klang, nicht heraushören, daß er, innerlich besiegt, damit um Frieden flehen wollte, daß er aus ganzer Seele sich darnach sehnte, sich demüthig vertrauensvoll zu unterwerfen, wenn sie nur mit einem Worte vertrauensvollen Gemüths, nur mit einer Silbe gezeigt, daß sie ihn verstand und ihn verstehen wolle! Und so hatte sie sich zornig von ihm abgewendet und litt nun unter einer unsäglichen Bitterkeit, womit ihre Deutung seiner Worte sie erfüllte. —

Als die Heilung des Fürsten voranschritt, als er auf der einen Seite wenigstens wieder die Herrschaft über seine Glieder bekommen und wieder im Sessel sitzen, auch im Zimmer sich auf und ab bewegen konnte, wenn er einen festen Arm zur Stütze hatte, wurde es auffallend, wie wenig Dankbarkeit er für Else's treue Pflege zu empfinden schien. Sein Auge lag oft mit einem nicht zu verkennenden Ausdruck von Groll auf ihr; oft, wenn sie zu ihm sprach, starrte er sie an und wendete sich dann ohne den Versuch, eine Antwort zu geben, von ihr ab, als ob er eine ganz fremde Erscheinung

vor sich sehe und nicht fasse, was diese Erscheinung berechtige, zu ihm zu sprechen. Das währte mehrere Tage, bis einst Irene in das Krankenzimmer geführt wurde, um, wie sie gewünscht hatte, sich von den Fortschritten seiner Genesung zu überzeugen ... ihre Anwesenheit war ihm sonst stets willkommen gewesen; er hatte gerne mit ihr geplaudert und mit ihr gescherzt und war nie zurückhaltend gewesen, wenn es galt, durch ein Langes und Breites zu ihrer Belehrung in allerlei Dingen beizutragen; auch hatte er sie oft beschenkt — während ihm die Gegenwart der Majorin, der Mutter Irenens, nicht gerade sehr sympathisch schien — es war als ob sein hochfürstliches Bewußtsein sich doch in diesen bürgerlichen Anhang seiner Gemahlin nicht recht zu finden wisse. Jetzt aber starrte er Irene mit einem eigenthümlich feindseligen Ausdruck an. Er erwiederte ihre Anrede nicht; er starrte sie blos an und folgte mit demselben Blicke der Feindseligkeit allen ihren Bewegungen. Sie entfernte sich deshalb bald wieder und nun sagte der Fürst mit einem mürrischen Tone zu Else:

„Du bist sehr sorglos ... was das Kind angeht ... hüte sie besser!“

„Hüten?“ rief Else betroffen aus. „Vor was? Vor wem?“

„Vor kindischen Liebschaften — stillen Rendez-vous

— und . . . doch was geht's mich an — es ist Deine Sache!"

„Ah . . . ich bitte Dich . . . sprich weiter, Gottlieb, was willst Du sagen?" fuhr Else geängstigt fort.

Der Fürst, der eben das Wort Deine Sache mit zornigem Sarkasmus sehr scharf betont hatte, schüttelte den Kopf, den er mit zusammengezogenen Brauen und die Augen schließend an die Rücklehne seines Sessels lehnte.

Else sah ihn erschrocken an. Sie hatte keinen Schlüssel zu dieser Aeußerung des Fürsten — sie wußte ja nicht, daß er in den Augenblicken, welche seinem Anfall vorhergegangen waren, unter sich auf der Terrasse zwei Stimmen belauscht und erkannt und Theile eines Zwiegesprächs vernommen hatte, dessen Inhalt vielleicht in einem von Niemanden auch nur entfernt vermutheten Zusammenhang mit dem, was ihm an jener Stelle zugestoßen war, stand! Alles was sie jetzt sich sagte, war, daß Irenens Beziehungen zu William Kronhorst bis zu einer heimlichen Zusammenkunft gediehen und daß diese dem Fürsten durch ein freilich räthselhaftes Ungefähr kund geworden sein müsse; und damit stand auch, noch bevor sie dies Räthsel gelöst und viel Zeit damit verloren, ihr Entschluß fest, Mathilde zu veranlassen, Irene, wie es früher besprochen war, fortzusenden — in irgend ein fernes Klosterpensionat jenseit der Grenze! —

Und dabei fand sie auffallender Weise ebenso wenig Schwierigkeit, wie sie sie von ihrer Schwester voraussetzen durfte, die sich ja damit bereits einverstanden erklärt hatte, bei Irenen selbst. Als sie mit ihrer Schwester darüber gesprochen und diese ihr überlassen hatte, es Irenen kund zu thun, ließ sie das junge Mädchen zu sich kommen und eröffnete ihr, daß es für ihre völlige Ausbildung nöthig scheine, sie aus dem ein wenig planlosen und ungeregelten Leben in E. und auf Achsenstein zu entfernen, um noch große Lücken zu füllen, welche sich in ihren Kenntnissen fänden, und daß sie dazu dem Kloster der Damen des heiligen Herzens zu B. in Belgien übergeben werden solle.

Irene hörte diese überraschende Mittheilung, auf die sie nicht gefaßt sein konnte, dennoch mit großer, ja auffallender Gelassenheit an. Es war, wie es schien, gar nicht einmal nöthig, daß Else ihr die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in diesem, nur von Pensionärinnen aus den höheren Ständen besuchten Kloster schilderte, um sie vollständig einverstanden mit diesem Schritte zu sehen, der sie auf ein ganzes Jahr lang von ihrer Mutter und von Else entfernen sollte. Es beruhigte dies die beiden Frauen wenigstens in hohem Grade über Irenens geargwöhntes Verhältniß zu William Kronhorst — dies letztere konnte Irenen unmöglich sehr tief zu Herzen gegangen sein, wenn sie sich so

leicht in eine lange Entfernung aus der Gegend fand!

Als die Sache beschlossen und der Tag von Irenens Abreise — ihre Mutter wollte sie in das Institut begleiten — festgesetzt war, hoffte Else bei der Mittheilung dieser Abreise von dem Fürsten nähere Aufschlüsse über den Grund seiner Warnung zu erhalten.

„Du hast mich wegen Irene gewarnt," sagte sie ihm, „ihre Mutter hat in Folge dessen beschlossen, sie nach Kloster B. zu senden. Sie wird übermorgen dahin abreisen."

Der Fürst sah mit seinem, jetzt ihm eigenthümlichen starren Blick auf Else, ohne zu antworten.

„Darf sie morgen kommen, um Abschied von Dir zu nehmen?"

„Ich hoffe, Du ersparst mir das!" versetzte er, die Brauen zusammenziehend.

„Wie Du willst. Ich glaubte, Du würdest es wünschen, da Du Irene ja gerne hast. Es scheint jedoch, was Du mir neulich von kindischen Liebschaften und Rendez-vous sagtest — auf mir unbekannte Thatsachen hin, die Dir kund geworden sein müssen — das hat Irenen Deine Theilnahme und Gnade gänzlich entzogen. Willst Du," fügte sie, da er nicht antwortete, hinzu, „mir nicht sagen, was Du über Irene erfahren hast?"

Er maß sie mit dem harten, starren, feindseligen Blick, den er jetzt fast immer für sie hatte; endlich sagte er mit einem bösen Zucken um den Mund und einem sarkastischen Tone:

„Nein, meine Gnädige! Ich werde Ihnen das nicht sagen. Es ist das Beste für mich, der ich ein kranker gebrochener Mann bin, nichts darüber zu sagen; und das Beste wahrlich für Sie, daß ich schweige. Also lassen Sie mich mit Ihren Fragen in Ruhe. Und was Irene betrifft, so wünsche ich sie nicht wieder zu sehen!"

Er schloß die Augen und lehnte den Kopf mit dem bleichen eingefallenen Gesichte, das jetzt um Vieles häßlicher geworden war, an die Rückenlehne.

Else sah mit dem Ausdrucke ängstlicher Spannung und ebenfalls bleicher geworden auf ihn nieder. Seine Worte waren ihr wie Dolchstiche in's Herz gedrungen. Was war das, was wollte er sagen? Hatte er, von irgend einem dämonischen Zufall geführt, einen Blick in Verhältnisse gethan, die Else vor Niemand auf der Welt mehr verborgen halten mußte, als gerade vor ihm? Sie war auf's Tiefste erschüttert beim Gedanken, daß es sein könne, und daß es so sein müsse, denn sonst hätten seine Worte ja gar keinen Sinn gehabt!

Und was nun ihm gegenüber beginnen? Ihn so, halb aufgeklärt, wie er doch nur sein konnte, lassen?

Oder ihn, den kranken Mann, mit einem vollen Geständnisse, mit leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, mit Erklärungen von Dingen, die er nicht begriff, quälen und innerlich verstören — war das nicht völlig unmöglich? Nein, sie konnte es nicht, sie hatte nicht den Muth dazu. Und so stand sie nach einer Weile wieder rathlos an dem großen Fenster, durch das sie auf die dunkle Stadt da unten hinabblickte, an dessen kalte Scheibe sie die heiße Stirne legte, und suchte mit den Augen das Dach, unter welchem der Mann wohnte, der als Freund, wenn er ein Freund hätte sein wollen, ihr hätte helfen können; der als ihr Anwalt und Fürsprecher sie in Schutz hätte nehmen können und Klarheit bringen in die dunklen und weiß Gott wie verworrenen Vorstellungen, die quälenden Gedanken des Fürsten! Aber er wollte es ja nicht, er wollte ihr nicht gewähren, was sie von ihm heischte, weder Freundschaft, noch Hilfe, noch Schutz — nichts als seine einfältige, stupide Leidenschaft, die sie mit Zorn und Empörung erfüllte, weil diese Leidenschaft ja nichts war, als ein egoistischer Drang, zu unterwerfen und zu beherrschen. Und beherrschen ließ sie sich nicht. Eines Mannes Sklavin werden, die Sklavin eines Mannes, der, um sich ihrer zu bemächtigen, ihre Vergangenheit ergründen wollte, wie er mit verwegener Offenheit ihr gesagt — nein, das wollte sie nicht, sie nicht — und

der Gedanke daran empörte ihre stolze Seele auf's Aeußerste. Und so traten denn jetzt, wie sie in die dunkle Nacht hinausschaute, in eine Welt, die allüberall hin so düster dalag, wie es lichtlose Nacht in ihrer Seele war, zornige Thränen in ihre Wimpern. Und mit einem eigenthümlichen Bedürfnisse, zu strafen und sich zu rächen, warf sie auf Ferdinand die Schuld dessen, was jetzt der kranke Fürst innerlich litt — als ob er es allein sei, der für ein Leiden verantwortlich, dessen Arzt er werden können, wenn er Else's anspruchsloser, vernünftiger und ruhiger Freund hätte sein wollen! —

Es war am Tage vor dem, an welchem Irene mit ihrer Mutter abreisen sollte. Irene hatte mit einer Art trotziger Ruhe ihre Vorbereitungen gemacht, unter der sich doch augenscheinlich ein eigenthümliches Erregtsein verbarg, während sie durch nichts ein Widerstreben, so weit fortgesandt zu werden, verrieth. Als sie von Adele Abschied zu nehmen kam und ihre Vertraute umarmend nun doch in Thränen ausbrach, zog diese sie neben sich auf ihren Sitz im Sopha nieder und sagte:

„Was werde ich beginnen in meinem düsteren Hause, neben meinem düsteren brüderlichen Hausherrn, wenn ich nicht mehr von Zeit zu Zeit Dein rosiges helles Gesicht sehe, Irene? Du weißt nicht, wie bitter Deine Abreise für mich ist.“

„O ich weiß es, ich weiß es!“ rief Irene sich an sie schmiegend aus. „Bittrer als meiner Mutter, die nun doch ganz allein ist, und bittrer als der Tante Else — die ... mich so leicht von sich senden kann, daß ... es mir schier das Herz bricht.“

Sie begann heftig zu schluchzen.

„Du mußt ihnen daraus keinen Vorwurf machen, keinen Mangel an Liebe darin sehen, Irene. Es ist ein Opfer der Vernunft, das sie bringen, und wie könnten sie Dir verrathen, daß es ihnen schwer wird, dies Opfer — damit machten sie Dir ja nur das Weggehen unendlich viel schwerer.“

Irene warf schmollend die Lippen auf.

„Ein Opfer der Vernunft!“ sagte sie. „Was sie wollen, ist, mich von William zu trennen. Und das nennst Du Vernunft, Adele? Glaub' mir, es ist sehr unvernünftig. Denn was sie auch machen mögen, William und ich trennen uns doch nicht!“

„Aber Irene, Du erschreckst mich durch Deine Heftigkeit, und sie beweist am Besten, daß es Zeit ist, wenn nicht ein Meer, doch ein gutes Stück Entfernung zwischen Euch zu bringen und es darauf ankommen zu lassen, ob Du nicht anders denkst, wenn Du nach einem Jahre, das eine so lange Zeit in Deinem Lebensalter ist, zurückkehrst!“

„Wenn ich zurückkehre, werde ich so denken wie

heute, liebe Adele, darauf verlasse Dich. Wenn ich zurückkehre ..."

„Wenn — was soll das scharf betonte Wenn andeuten?"

Irene warf hochmüthig den Kopf mit der schmollenden Miene in den Nacken.

„Sprich, mein zorniges Kind, was willst Du damit sagen?"

„Nichts weiter," antwortete Irene, den Blick Adelens vermeidend, „als daß sie mich ja so leichten Herzens von hinnen senden, daß ich mich nicht wundern würde, sie verlangten mich gar nie mehr zurück!"

„Ach, Du bist verkehrt, Irene ... Du wirst sehr, sehr ungerecht ..."

„Ich bin nicht ungerecht, liebe Adele, glaube es mir," versetzte Irene den Kopf schüttelnd; „und wenn ich Dir Alles sagen könnte, würdest Du selbst sagen, daß, daß ... ich sehr unglücklich bin!"

Irene brach bei diesen Worten in ein heftiges Schluchzen aus, das sich eine Zeit lang gar nicht wieder stillen lassen wollte, obwohl Adele zärtlich den Arm um sie legte und ihr mit den herzlichsten Worten zuredete.

„Und was könntest Du mir nicht sagen, was nicht anvertrauen, liebes Kind?" sagte sie dann, als Irene sich zu beruhigen anfing.

„Ach, gar vieles, gar vieles, glaube es mir — wenn es mir nicht strenge verboten wäre, es irgend Jemanden auf Erden anzuvertrauen . . . und so muß ich es allein tragen, ganz allein."

„Ganz allein? Darf auch William nicht darum wissen, auch er nicht?"

Irene blickte wie scheu zu Boden. „Auch er nicht!" sagte sie dann mit einem Seufzer.

„Bist Du jetzt ganz wahr gegen mich, Irene?" fragte Adele sie. „William Kronhorst sprach mir von gewissen geheimnißvollen Briefen, die Du erhalten . . ."

„Ah, er hat Dir davon gesagt?"

„Er hat mir davon gesagt, aber Du brauchst ihn deshalb nicht indiskret zu schelten; er setzte nämlich voraus, Du habest mich bereits in's Vertrauen gezogen."

„Mein Gott, das konnte er ja nicht, er wußte ja, wie sehr mir Schweigen geboten ist und ihm selbst habe ich ja auch so wenig von dem Inhalt jener Briefe angedeutet . . . nur so viel ich mußte, damit er vorbereitet sei, wenn ich eines schönen Tages . . . aber ich darf nicht mehr sagen, ich darf es wirklich nicht . . ."

„Und Du sollst es auch nicht," fiel lebhaft Adele ein, „ich will gar nicht, daß Du mir mehr davon enthüllest, denn das wäre eine häßliche Indiskretion von mir, wenn ich Dich drängte, mir Dinge zu enthüllen,

die Du die Pflicht zu haben glaubst mir zu verschweigen."

Irene umarmte ihre mütterliche Freundin und schluchzte wieder, indem sie ihre Stirn auf Adelens Schulter drückte. Und dann nach einer Weile sprang sie auf, umarmte sie noch einmal in stürmischer Erregung, küßte ihre Wangen, ihre Hände und eilte davon.

Als Adele von diesem Abschiede Irenens ihrem Bruder erzählte und ihm dabei das erregte Wesen des jungen Mädchens schilderte, wurde Ferdinand davon auf's Aeußerste betroffen.

„Du siehst," sagte er, „daß ich keinem Hirngespinnst nachjage. Was bedeuten diese Briefe? Von wem kommen sie? Liegt es nicht nahe zu denken, daß sie von Jemand kommen, der Rechte auf Irene hat, der sie vielleicht jetzt in Anspruch zu nehmen denkt? Und weshalb sendet man Irene fort? Wozu das? Um sie vor diesem Manne in Sicherheit zu bringen?"

Adele schüttelte den Kopf.

„Weshalb man sie fortsendet? Das, scheint mir, liegt doch auf der Hand! Um sie von William Kronhorst zu trennen."

„Und weshalb ist man so ängstlich besorgt, sie von William Kronhorst zu trennen — weshalb ist, wie Du mir aus Deinem Gespräche mit dem Geheimerath selbst berichtetest, dieser Mann so gründlich Willens,

sich der Verbindung der beiden jungen Leute zu widersetzen?"

„Das weiß ich freilich nicht," antwortete Adele, „und," fügte sie mit einem Seufzer und einem bekümmerten Blicke auf Ferdinands Züge hinzu, „es ist ja auch unsere Sache nicht, darüber zu grübeln und zu brüten!"

Ferdinand schwieg. Aber tief bewegt von diesen Mittheilungen Adelens und durch die neue Bestätigung seines Argwohns in die Tiefe leidenschaftlicher Qual hinabgezogen, sagte er endlich mit einem verzweifelten Aufschrei sich selbst:

„Und ich muß, ich muß mir Aufklärung, Licht und Ruhe schaffen!"

Ruhe! Als ob er sie hätte finden können durch Licht und durch Aufklärung! —

Er beschloß, selbst nach England zu gehen. Er wollte selbst Philipp Bonsart aufsuchen, er wollte selbst mit ihm reden und ihn zum Reden zwingen. Eifrig machte er jetzt die Zurüstungen zu dieser Reise. Aber es vergingen ein paar Wochen, bevor er seine Amtsgeschäfte so weit geordnet hatte, daß er einen Urlaub erbitten konnte; auch bis dieser ihm ertheilt wurde, verging eine geraume Zeit — so kam es, daß er erst drei Wochen nachdem Irene mit ihrer

Mutter abgereist und die Letztere längst zurückgekehrt war, aufbrechen und seine Fahrt antreten konnte. Das eigentliche Ziel derselben hatte er Niemandem gesagt: nur Herr Gröbler wußte darum; der freilich!

Ende des zweiten Bandes.

Heiße Herzen.

Erzählungen

von

Friedrich Friedrich.

2 Bände. Preis 9 Mark.

In den vier Erzählungen, welche die vorliegenden Bände füllen, bewährt Friedrich Friedrich wieder sein längst anerkanntes hübsches Talent der Erfindung und Darstellung, welches ihn im Verein mit der tüchtigen, kernigen Gesinnung, die in seinen Werken stets zum Ausdruck kommt, als einen sehr schätzenswerthen Schriftsteller für das deutsche Haus und die deutsche Familie erscheinen läßt. Der vorherrschend gemüthliche Ton, in welchem er erzählt, und der durchaus nicht beeinträchtigt wird durch allzu große Breite, verleiht seinen Erzählungen einen Reiz, dem wir uns nicht verschließen können, und der Umstand, daß er alle seine Geschichten in kleinen Städten und kleinbürgerlichen Kreisen spielen läßt, erweckt in uns durchaus nicht das Gefühl der Beengtheit und Beschränktheit, weil er immer die eine oder die andere seiner Figuren — meist die Hauptfigur — mit jenem höhern Intellect ausstattet, welcher das Ganze über die enge Sphäre der localen Umgebung emporhebt. (Blätter f. literar. Unterhaltung.)